



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

XV. 1854

1854

34

3

# Erinnerungen

an

# B r e f f i l i e u.

von

**F. Avé-Lalléman,**

weiland Pastor der deutsch-evangelischen Gemeinde  
in Rio de Janeiro.

STADTBIBLIOTHEK ZÜRICH

1. 54  
2.

1. 54

Digitized by Google

# Erinnerungen an Brasilien.



Von

**F. Avé-Lallémant,**

weiland Pastor der deutsch-evangelischen Gemeinde  
in Rio de Janeiro.

- 
- 1. Panane. Von der Norddeut. Jugendzeitung gekrönte Preissschrift.
  - 2. Die Bai von Rio de Janeiro und Fischerei auf derselben.
  - 3. Meine erste Reise nach der deutschen Colonie Petropolis.
- 

— 8 —

**Lübeck,**

in Commission der von Rohdenschen Buchhandlung.

1854.



Der Hochverehrlichen  
lübeckischen Gesellschaft

zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit

Hochachtungsvoll

gewidmet

vom

Herausgeber.



## Vorwort.



Der Druck nachstehender „Erinnerungen an Brasilien“, deren mündliche Mittheilung von der hiesigen hochverehrten „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit“ eben so wohlwollend als nachsichtig aufgenommen wurde, ist aus dem Wunsche hervorgegangen, daß sie nachträglich auch in die Häuser gelangen und der erste neu hinzugefügte Aufsatz namentlich auch der lieben Jugend zukommen mögte, der des Herausgebers beste Zeit bildend und erziehend seit vielen Jahren gewidmet ist.

Lübeck, zur heiligen Weihnachtszeit  
1853.

---



II.

## B a n a n e.

„Du machst, daß die Bäume voll Frucht stehen.—  
Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel!  
Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde  
ist voll deiner Güter!“

Psalm 104.

„Biblia naturae,“ so hat der alte holländische Arzt und Naturforscher Swammerdam seinen kostlichen Quartanten betitelt, in welchem er einzelne Creaturen Gottes mit solcher Lust und Liebe beschreibt, daß er sich, wenn er mit einer Beschreibung fertig ist, vor Freude über den wunderbaren Schöpfer solcher Creatur nicht halten kann und in einen Spruch der andern Biblia ausbricht, indem er bald aus Hiob, bald aus einem Psalm, bald aus einem Propheten eine Lobpreisung Gottes anführt. Der liebe alte Quartant hat mir in meiner Kindheit häufige und große Freude gemacht, und ich habe ihn nie vergessen können. Besonders als ich die Wunder der Tropenwelt zu sehen bekam, mußte ich an den ehrwürdigen Swammerdam denken, und oft wünschte ich, daß der alte Herr doch bei mir wäre und meine Freudetheilen könnte.

Aber er ist schon lange todt. Nun habe ich aber auch oft an dich, du liebe, deutsche Jugend, gedacht. Wenn ich so die Wasserleitung bei Rio de Janeiro entlang in's Gebirge hinauf wanderte und nun die bunten Schmetterlinge alle um mich her flatterten und die seltsamen Käfer an den alten Baumstämmen krabbelten, da habe ich mir oft gedacht, wie du wohl mit Ketscher und Schachtel fangen und sammeln und es gewiß nicht

I\*

so machen würdest, wie die träge romanische Jugend drunter in der üppigen Kaiserstadt, die, in ihren Collegien eingepfercht, den lieben langen Tag verliert und sich um die Gotteswelt nicht kümmert, die keinen Winter kennt, sondern Tag ein Tag aus, Woch' ein Woch' aus, Monat ein Monat aus ununterbrochen fort arbeitet und schafft und Wunder auf Wunder produziert. Nicht wahr, da sollten deine Kisten und Kästen bald voll werden, wenn du da wärest!

Nun bist du aber nicht da. Ich auch nicht mehr. Aber ich bin doch da gewesen, und das soll dir in Ermangelung des Besseren zugute kommen. Ich will dir Dies und Jenes aus der Tropen-Natur beschreiben. Und wenn ich dabei mitunter swammerdamisch vergnügt werde, so ist das eine alte Jugendgewohnheit, die du mir zu gute halten musst. Des alten Swammerdams Art sollte — mein' ich — nie aus der Mode gekommen sein. Ist doch Gottes Natur noch immer dieselbe und kommt nie aus der Mode!

Dies erste Mal soll's nun kein Käfer oder Schmetterling fein, sondern so ein Ding von Pflanze, eine Blume, ein Baum, ein Küchengewächs — — du kannst's nehmen, wofür du willst: die Banane soll's sein.

Du kannst's nehmen wofür du willst, denn es ist eine einzige Blume und doch auch wieder ein Baum oder auch ein Küchengewächs, ungefähr wie eine Borrée-Stange. Alles zusammen scheint's zu sein. Um dich aber doch einigermaßen zu orientiren, wollen wir uns unter dem Wirrwarr alles dessen, was Pflanze heißt auf Erden, etwas Lust schaffen.

Alle Pflanzen werden in drei Classen eingetheilt. Der Eintheilungsgrund ist von dem Samen hergenommen, weil dieser an der Pflanze die Hauptsache oder eigentlich die Pflanze selbst in neuer Generation ist. Bei der niedrigsten Classe ist der Same nur ein Pflanzenstück, das aber gleichwohl eine neue Pflanze bildet, ähnlich wie bei gewissen Würmern, deren von einander geschnittene Stücke wiederum neue Würmer bilden. Es sind dies so unvollkommene Pflanzen, daß man sie auf den ersten Anblick oft gar nicht für Pflanzen ansieht, z. B. die Flechten, der Schimmel, die Schwämme. In den beiden andern Classen hingegen besteht der Same aus dem kleinen Pflanzenkinderchen selbst und aus dem Muß, in welches es, da die Mutter es gleich nach der Geburt in die weite Welt hinausgeworfen hat, auf's Sorgfältigste eingepackt ist, und welches ihm zugleich, wenu es unter die Leute kommt, zum Schutz dient. Sind es

zwei Mußhälften, zwischen denen das Keimkind — wie ein Menschenkind in der Wiege zwischen Ober- und Unterbett — steckt, so heißt die Pflanze eine dicotyledonische; fügt es aber in nur einer Mußmasse, so ist die Pflanze eine monocotyledonische. Diese verschiedene Mitgift ist für's ganze Leben entscheidend. Denn während die dicotyledonischen Kinder ihre ersten Lebenstribe nach den beiden Mußhälften in divergirender Richtung schweifen lassen, so daß sie hernach in immer neue Neste, Zweige und Blätter auseinander gehen und in solchem romantischen Wirrwarr als höchst viseitig gebildete Personen auftreten: so strebt das monocotyledonische Kind in schöner Concentrirung seiner Kräfte einseitig himmelan, ohne Neste und Zweige, hat mit seinem spärlichen Wurzelwerk wenig mit der Erde zu schaffen, behauptet aber auch dafür eine herrliche Symmetrie im ganzen Bau und ist oft — als Palme des Urwaldes — mit seiner majestätischen Laubkrone über den stärksten dicotyledonischen Baumriesen erhaben, oder es bilden diese Pflanzen, wenn sie mit sich allein sind, kühne Gewölbe, indem sie gegenseitig ihre Blatthände zu Spitzbögen anächtig zusammen legen, was wir Menschen ihnen denn, gothische Dome wölbend, nachmachen.

Zu den monocotyledonischen Pflanzen gehört nun die Banane (Pisang, Paradiesfeige, musa paradisiaca).

Sobald das Bananenkind im Schoß der Erde sein Muß aufgegessen und sein Zwiebelwurzelnöllchen gebildet hat, streckt es seinen Leib spitzköpfig wie eine Papierdüte aus dem Boden hervor. Wenn du, lieber Leser, die Hyacinthen, die du in Töpfen zogst, beim Aufgehen aus der Erde aufmerksam beobachtet hast, so weißt du ungefähr en miniature, wie das Bananenkind en gros zuerst erscheint. Aber an eine Zerspaltung in Blätter, wie bei der Hyacinthe, darfst du für's erste noch nicht denken: das Kind wächst und wächst immer in unentwickelter Papierbütengestalt spitz himmelan, mit einer Kraft und Unverdrossenheit, von welcher du hier im Norden keine Vorstellung hast. Läßt dir ein Beispiel vorführen. Ich bewohnte eine Zeit lang ein Haus, das unten an dem leichten Hügelabhang eines herrlichen Urwaldgebirges lag: vom Hause aus dehnte sich eine mit üppigem Hochgras (Capim nannten es die Lente) überwucherle Niederung aus, von einem Graben begrenzt, dessen Sumpf-Wasser vor lauter fetten vegetabilischen Auflösungen kaum von der Stelle fließen konnte. Das war so recht der Ort für die liebe Bananenjugend; die ganze diesseitige

schanzenartige Erdaufslagerung auf und ab am Graben stand voll von ihr. Die Spitzköpfe drangen überall so ungerufen hervor und schossen so mächtig in die Höhe, daß mich es eines Tages, als ich wieder einmal durch die Capim-Niederung hinunter spaziert war, un widerstehlich gelüstete, diese unerhörte Lebenstätigkeit auf die Probe zu stellen. Gedacht, gethan! Ich hole ein mächtiges Tranchirmesser vom Hause herunter und säbte einem der saftstrohigsten Burschen, der unten am Fuß des Kegelstumpfs weinte der Bursche in Krystallhellen Thränen sein bitteres Herzleid aus. Nach dreien Tagen gehe ich wieder hinunter, meinen geköpften Patienten zu besuchen, und siehe da: ein neuer Spitzkopf hatte sich mehrere Zoll hoch aus dem Stumpf herausgeschoben. Ich körpste wieder und ging nach einigen Tagen wieder hin; wieder ein dito Spitzkopf! Ich wiederholte mein Manöver, nach einigen Tagen auch er zu einem neuen Spitzkopf das seine. Mich ärgerte das vorentlich, und ich ließ ihn, da ohnehin mein Messer von seinen Thränen bereits ganz stumpf geworden war, diesmal reichlich acht Tage in die Höhe schießen. Dann ging ich hin, fasste den Burschen beim Schopf, drehte ihm gewaltsam den Hals um, bog den umgedrehten Kopf nieder und band ihn seitwärts fest am untern Stumpf, in der sichern Vor- aussezung, daß ich nun für immer mit dem Trozkopf fertig geworden sei. Als ich aber nach dreien Tagen wieder hinunter komme, — denke dir, Leser! — da hat sich oben durch den umgedrehten, niedergedrückten, festgeschnürten Kopf ein neuer Spitzkopf durchgebohrt, eben so schlank und strohig wie alle früheren heruntergesäbelten. Den alten festgebundenen Kopf wieder in die Höhe zu richten, das hatte der Bananenbursche freilich nicht vermocht, da hatte er sich denn so geholfen. Gleichwohl ist dies noch bei weitem nicht das non plus ultra von vegetabilischer Lebenskraft, das ich im Tropenlande ausprobirt habe. Eine Pappistore, die in den Urwäldern die gewöhnlichste der riesenbaumwürgenden Schlingpflanzen bildet, hat mir hernach noch ganz andere Nüsse zu knacken gegeben. Doch davon vielleicht ein andermal. Jetzt zurück zum Bananenjüngling.

Dieser wächst also immer zu, und immer als regelmäßiges, glattes, grünes Kegel-Monstrum stracks in die Höhe. Kraft und Courage dazu nimmt er, ehe ihm die Blattarme anwachsen und er dann anderweitig zu langen kann, allerdings aus der Erde her. Denn ein solcher Schwarm-

geist ist er nicht, daß er meinen sollte, er könne himmeln, ohne zugleich auch Erdenbürger zu sein. Solche Extravaganzen überläßt er dem leichtsinnigen Volk der Orchideen; diesen geschniegelten, nach immerwechselnder Mode geruhten Zierpuppen mag es geziemen, auf jedem Schlingpflanzenstrick ihre seitänzerischen Stellungen einzunehmen, auf jedem Urwaldbast ihre romantischen Luftschlösser sich zu erkiesen. Er, der edle Bananenprinz, wurzelt in der Erde, und dafür bildet sich die Zwiebelwurzel denn auch anfangs ganz bedeutend aus, aber nur, um hernach im Wachsthum fast ganz still zu stehen und dem Streb samen dann nur noch den nothwendigen Halt an der Erde zu gewähren, ihn zur Haupt-Nahrung auf himmlischen Nektar anweisend. Denn unterweilen hat sich an seiner Spize das erste Blatt herausgewickelt.

Man merkt es zuerst gar nicht, daß es ein Blatt werden will. Un-deutlich spaltet sich oben die Spize, die Spalte zieht sich allmählig an der einen Seite herab, die zurückweichenden Kanten der Schale schließen sich fortwährend eng an den höher und höher hervordringenden Spizenußsaß an, und nur das frischere, saftigere Grün des neuen Emporkommings verräth, daß hier etwas Besonderes werden will. Bald schwilzt unten an dem Spalt der schlankeußsaß keulenförmig an und steigt, von einem dünnern Halse getragen, weiter und weiter aus dem Spalt her vor; man merkt unten den Blattsaft und oben in der Keule vermuthet man das Blatt selbst. Und richtig! anseinanderwickeln thut sich die Keule, und das schöne Blatt entfaltet an beiden Seiten der hoch und spiz sich hinaufdehnenden Rippe ihr neugebornes zartes Grün. Die Färbung wird, während das Blatt sich zu einem herrlichen Bogen aus der Seitenpalte des Baumshaftes herausneigt, nach und nach auf der Oberseite glänzender, glatter und dunkler, — doch nie so dunkel wie das Grün unserer gewöhnlichen Laubbäume, — die Unterseite aber behält den matteren Schimmer, welcher durch einen darüber hin geathmeten Hauch — ähnlich dem über unsern Zwetschen — noch mehr gemäßigt wird. Während dies vor sich geht, während der unten dreikantige Schaft, die eine Kante nach außen gewendet, sich im stolzen Bogen überneigt, ist bereits unten an der inneren, etwas dachziegelartig einwärts gebogenen, Seitenfläche des Schaftes ein anderes Blatt, ganz so wie das erste, hervorgedrungen, neigt sich aber nach der entgegengesetzten Seite, ein drittes, nach ihm dann hervorgedrungenes, zwitschern beide, ein viertes diesem gegenüber, und so weiter

fort. Unterweilen wächst der Baumschaft selbst so rasch mit empor und nimmt an Dicke so mächtig zu, daß man wohl merkt, es führe jedes neue Blatt dem ganzen von oben bis unten saftstrohenden grünen Mutterstamm neue ätherische Nahrung zu. Und das thut es auch, und mit welcher edlen dankbaren Selbstaufopferung gegen die Mutter! Um dieses edle Liebes-Thun und Liebes-Opfern recht würdigen zu können, mußt du, lieber Leser, dir es gefallen lassen, daß ich dich mit den Aether-Environs da drüber im Tropenlande etwas näher bekannt mache.

Sieh, es ist da drüber nicht wie bei uns mit der Atmosphäre, trübe, kalt und feucht; bei Leibe nicht! Dabei würde keine Banane auffommen! Maß ist's dort allerdings auch, aber nicht wie bei uns, naßkalt, sondern so recht bad-naß-warm. Woher das kommt, kann ich dir nicht sagen. Die Wärme kommt natürlich von der lieben Sonne her, die dort fast das ganze Jahr hindurch scheitelrecht über dir steht. Aber diese fortwährende Feuchtigkeit dazu, dieser beständige lebenbrütende Brodem auch bei tagelang klarem, sonnenhellem Himmel, ist mir unerklärlich. Ich vermuthe, es kommt von den ungeheuren Urvälbern weit und breit her. In diese hinein bis auf den Boden bringt keine Spur von Sonnenstrahl; es ist bei helllichstem Tage diese schauerliche Dämmerung da drinnen. Draußen aber, oben drüber, brütet die liebe Sonne und braut nun die Feuchtigkeit des Bodens auf, hinauf zu den Myriaden düstender Blattkehlen, die aber bei all ihrer Nimmersattigkeit das überreichliche Getränk nicht vollständig verconsumiren können, sondern vieles zieht in die Breite und in die Weite, und der Vorrath ergänzt sich immer auf's neue, denn die Blätter setzen es durch's Gewächs hindurch unten in den Boden wieder ab, zu neuem Aufbau. So, denk' ich mir, geht es zu mit der Fabrikation des Nektars, der drüber den glühenden, sprühenden Sonnenäther in gar feinem, flüchtigem und doch gar nicht zu consumirendem Vorrath durchzieht. Von der Feinheit und Durchsichtigkeit dieser Feuchtigkeitsmasse hast du, lieber Leser, gar keine Vorstellung. Oft, wenn es ganz ausnehmend klares Wetter ist, so daß dein Auge an meilenweit entfernten Gebirgswänden jedes hervorragende Palmenhaupt des Urwaldes deutlich erkennen kann, ist gerade diese transparente Durchsichtigkeit und Lauterkeit des Aethers das sicherste Anzeichen, daß nächstens ein tagelang anhaltender, gewaltiger Tropen-Regen kommt. Wir haben bei uns im Freien nichts von berggleichen wasserbrüt-warmer Lebensatmosphäre. Wenn du aber einmal nach Hamburg in das

Orchideen-Haus eines Kunstgärtners, etwa des Herrn B o o t h oder B ö c -  
mann, kommst und dir beim Eintritt der Broden so feucht und warm  
entgegenwallt und du dann drinnen wie in einem Dampfbade eingebacken  
umherdämmerst; sieh, so ungefähr sind die Luft-Environs da drüben be-  
schaffen, aus denen dann auch die Bananenblatt-Arme sich zulangen. Ich  
meine nicht bloß, daß die Blätter den nächtlichen Niederschlag des Nektars  
als Than auffangen. Das thun sie allerdings auch und sind dazu ganz  
vortrefflich eingerichtet, indem die zwei Männer langen und eine Elle brei-  
ten Blattflächen eine Menge Thau aufrichtern können, ohne daß ein  
Tröpfchen entgleitet, da sie durchaus kein unregelmäßiges, hervorstehendes,  
Gedärt haben, sondern die parallelen Nerven alle nach der Blattrippe zu-  
laufen, die, tiefer als die Nerven liegend und unten auf dem Blattsaft  
eine mulbenvormige Vertiefung darbietend, eine höchst zweckmäßige Wasser-  
leitung bildet, die den so aufgesangenen Thau jede Nacht auf's neue zwis-  
chen die Blattstiele in's Innere des Bananenhaftes hineingießt. Aber  
diese Thauzuführung ist es nicht allein, durch welche die Blätter ihren  
Mutterstamm ernähren, sondern noch auf eine viel zartere, sorgsamere  
Weise pflegen sie denselben. Während nämlich die obere Seite als Wasser-  
leitung dient, saugt die untere, zu dem Ende mit jenem ungemein zarten  
Schmelz überzogene, Seite den Nektar in seinen kleinsten Atomen in sich  
auf und führt ihn im Innern dem Mutterschaft zu. Was das für Saug-  
röhren und Kanäle sind, durch welche dies geschieht, kann ich dir, lieber  
Leser, nicht verrathen. Aber das will ich dir nicht vorenthalten, daß in  
diesen weichen Bananennerven überhaupt eine alle Zahlen-Vorstellung über-  
steigende Menge von Röhrchen liegt, die so fein sind, daß du sie, wenn du  
mit zarten Fingerspitzen ein Stückchen Bananenblatt leise abzupfiffst und  
den abgetrennten Rand gegen das Tageslicht hältst, gar nicht einzeln von  
einander unterscheiden kannst, sondern nur einen überaus feinen Duft an  
dem Rande schweben siehst. Legst du diesen Duft unter ein Mikroskop, so  
erscheint er hier allerdings in einzelnen unregelmäßig halb abgewundenen  
Spiral-Röhrchen, die aber so fein sind, daß sie dir nur wie die feinsten  
Flocken sichtbar werden, wie Spinnengewebe, und du kannst dich nicht satt  
sehen an dieser stillen duftigen Pracht und erträgst gern etwas Augen-  
schmerz im Auseinandersehenwollen dieses lieblichsten aller Wirrwarre. Du  
kannst dir's hier in der nordischen Heimath im Kleinen vorstellen, wenn du  
den Blattstiel einer Monatsrose fein abzupfiffst, unter das Mikroskop legst

und dann da einige kleine, bescheidene Bündelchen solcher Spiralgefäß erblickst.

Hat nun das zuerst entwickelte Bananenblatt seinerseits die Pflege des Mutterthauses vollendet und den nächst ihm entwickelten Geschwistern das liebe Geschäft zur Fortsetzung überlassen, so neigt es sein Haupt erdwärts, beugt sich mehr und mehr zum Mutterstamm hernieder und umhüllt ihn auch im Sterben noch liebend mit seinem zarten Gewande, das nun mehr und mehr zusammentrekt, tiefer und tiefer seinen Schaft von der Mutter abschält und endlich zur Erde kommt und zur Erde wird, von der es genommen ist, nur die leise Spur eines gewesenen Blattschastes unten am Mutterstamm zurücklassend.

Oben sieht sich indessen das Treiben und Thun der Blattgeschwister rastlos fort, bis die Mutter das letzte Läufertchen geboren hat und nun der stolze Säulenschaft, zwei bis drei Mann hoch, in seinen schönen Blattbogen nach allen Seiten hin vollendet dasteht. Ein herrlicher Bau! um so herrlicher, da er selten für sich allein, sondern überall, wo man ihn sieht, in zahlreichen Gruppen neben einander steht. Solche einmuthiglich versammelte Bananengemeinde einmal zu sehen und zu hören, möchte ich dir, lieber Leser, gar zu gerne gönnen. Dazu hast du nun aber wohl keine Aussicht. In Ermangelung des Besseren lasst dir daher von einem Abende erzählen, wo mich eine solche Bananengemeinde ganz besonders erbaute.

Es war gegen Ende des verhängnißvollen Jahres 1848. Die Nachrichten aus der lieben deutschen Heimath wurden immer trauriger. Und gleichwohl stieg die Sehnsucht nach ihr, das Heimweh, immer höher. Du weißt wohl noch nicht, du liebe deutsche Jugend, was Heimweh ist? Ach, wenn man so über dem Weltmeer weit, weit fort ist vom Vaterlande, und man nur Nachricht auf Nachricht erhält, wie Alles so drunter und drüber gehe daheim, wie alles Bestehende, furchtbar bekämpft, im Todeskampfe zusammenzuckt und nun Alles gar aus zu sein scheine, und wenn nun dazu die nüchterne, fremde Welt, unter der man lebt, vornehm die Achseln zuckt und vorgeblich herzinnigen Anteil nimmt, da doch kein Fünklein von Ahnung der großen Ideen, die solchen Kampf bewegen, in sie hineinfällt; ach, da will es Einem das Herz zerdrücken und man wünscht sich, dort zu sein, um jeden Preis dort in der Heimath, um wenigstens in ehrlichem Kampf zu sterben fürs Vaterland. Da waren nun eines

Tages wieder einmal recht böse Nachrichten mit dem Englischen Packet in Rio angekommen, und da riss ich mich, den Tag über beim Suchen nach irgend einem Hoffnungsschimmer matt und müde geworden, von dem trostlosen Zeitungspapier los und ging mit der sinkenden Sonne hinauf auf die ladeira da Santa Thereza. So heißt der Abhang eines bis hart an Bai und Stadt hinanspringenden Ausläufers des Urwaldgebirges, auf dessen Spitze ein Nonnenkloster liegt so schön, wie nicht leicht ein anderes in der Welt. Oben vor dem Eingange zur Klosterkirche ist eine Terrasse: Auf diese setzte ich mich, stützte den Kopf traurig auf's Knie und mochte nicht hinab auf die mächtige Kaiserstadt, nicht hinans auf die herrliche Bai, nicht hinüber zu den in Abendsonnenblut getauchten fernen Bergketten sehen, nichts sehen, nichts hören von der fremden Welt, weil die eigene, die Heimat, in so öder Nacht begraben lag. Vergebens schmetterte von unten herauf der lustige Hörnerklang des zur Esferne heimkehrenden Permanenten-Corps; dieser Klang, sonst so frisch und fröhlich mich umschwirrend, wenn ich unter Gottes Naturwundern auf den nahen Bergen umherstreifte, mahnte mich jetzt an die Tollheiten von Freischärlerzügen und Barrakademärschen. Vergebens erkönte von den Thüren der Stadt das getrostste Läuten zum Ave Maria: dieser Klang, der sonst, — wenn drunter in den Straßen die Neger bei seinem Hören die schweren Gesten und die Kissenwulste darunter andächtig vom Kopf nahmen und leise ihr Ave beteten, — auch mich so unwillkürlich ergriff und weich stimmte, erscholl mir jetzt wie Todtentgeläute, unter dem in der Heimat der heilige Christenglaube zu Grabe getragen wurde. Vergebens kündeten unten im Hafen die Wachtshäusse auf den Schiffen aller Nationen das Eintreten der Abendruhe an; diese ernst rollenden Donner, die sonst durch ihr Halt, das sie dem Treiben des Weltmarktes geboten, mich der ewigen Ruhe von allem Erdentreiben getrosteten, schreckten mich jetzt bang zusammen, denn es ward ja in der Heimat Brudermord unter solchem Donner geübt. Dunkler und dunkler ward der Abend. Der Mond stieg hinter den Bergen von Praya grande empor und rollte seine silberne Bahn über die nur noch leise von der ermattenden Seebrise gekräuselte Blut bis herüber zu den Füßen der Santa Thereza; vergebens auch dieses Schauspiel, das sonst jeden Harm im Herzen gebannt hatte. Bald hörte auch die Seebrise auf zu lispern. Todtentstille rings umher, im Natur- wie im Menschenleben. Nur mir zu Haupts über der Kirchenthür drang

in mattes Licht aus dem Chorfenster heraus, und das Horasingen der armen Nonnen vom strengen Eisterzienser-Orden war der einzige Laut, der schwach und zitternd wie Heimchengezirp sich noch regte. Da erstarb auch er, und bald war das Klopfen meines bangen, einsamen Menschenherzens das Einzige, was noch Leben verrieth, — ach, welch ein Leben!

Da klatschte und koste plötzlich dicht neben mir ein allerliebstes Kinderspiel, erst leise, dann lauter und immer lauter, und zuletzt ganz somunter und seelenvergnügt, wie eure kleinen Geschwister zu thun pflegen, wenn sie unter einander spielend in die Hände klatschen und sich Schmähchen geben und Kusshändchen zuwerfen. Ich erwachte aus meinem dumpfen Brüten und sah staunend um mich her; nichts zu sehen! Aber das Klatschen und Kosen war keine Einbildung; es kam ganz vernehmlich links hinter der Klostergarten-Mauer her. Die armen Nonnen konnte ich nicht in Verdacht haben, denn die dürfen nicht einmal in den unmmauerten Garten treten. Wer denn aber sonst trieb dort so ungenirt sein gar nicht endendes Kinderspiel? Ich kletterte an der alten lückigen Mauer empor und sah hinüber. Da stand die ganze Mauer entlang und weit in den Garten hinein die lustigste, lieblichste Bananenschaar, die ich je gehört und gesehen; die beschien der liebe Mond auf ihre zahllos in einander gefalteten Blattbogen und hatte seine Freude daran, und lachte sie recht selig an, und sein Lächeln hüpfte und schlüpfte bogenauf, bogenauf, hier, dort, überall, und das glitzerte und glänzte und lachte und leuchtete wie mondbeglänzte Meeresswogen, und die liebliche Bananenkinderwelt streckte sich so verlangend zum lieben Gottes-Mond empor, und die Landbrise, die sich, ohne daß ich's gemerkt, auch heute Abend wie immer vom großen Binnenlande her aufgemacht hatte, war so gütig und half dem Verlangen nach, hob hier einen Blattarm, dort einen Blattarm mondwärts, und da freuten sich die Dingerchen und klatschten in die Hände, und lacherten und kosten und küssten sich. Und unter ihnen, im Grunde, rings um die Stämme her lag doch auch Nacht gebreitet, rechte dunkle Schlagschatten-nacht, mit allerlei Schlangen- und Ottergezücht! Da schämte ich mich der Nacht meiner Trostlosigkeit, kletterte vollends hinauf, setzte mich auf der Mauer zurecht und ließ mich von der gottlobenden Gemeinde erbauen, nicht Ohr noch Auge von den Predigerinnen abwendend, bis ich an Herz und Seele so gestärkt war, daß auch ich mitloben und heimkehrend das:

„Geh' aus, mein Herz“ und das: „Befiehl du deine Wege“ recht seelenvergnügt in mein Inneres hineinfugiren und fest darin figuriren konnte, so daß ich es noch jetzt, wo ich dir, liebe deutsche Jugend, von der erbaulichen Bananenpredigt erzähle, in der Seele nachklingen höre und ganz swammerdamisch vergnügt bin.

Aber keine Rosen ohne Dornen, kein Bananengelose ohne traurige Folgen. Von dem lustigen Auf- und Niederklappen der Blatthände reißen die Blätter oft und vielfach von der Kante bis zur Rippe ein, so daß sie nicht selten wie zerfetzte Fahnen aussehen, was besonders jung ausgewachsenem Volk passirt, wenn es vor Freude über jenen eigenthümlichen Kräuselwind, der dort gewöhnlich starken Gewittern vorausgeht und dann ein reiches Trinkgelage nach sich zieht, sich nicht zu halten weiß und dann ganz ungebährdig handelt. Die Herren Naturforscher halten solche Freudenrisse für ganz natürlich und in der Ordnung, und schreiben's und drucken's hin, daß „die Bananenblätter zwischen den Nebenrippen verschiedentlich eingerissen“ sind. Du kannst mir aber glauben, liebe Jugend, solche Extravaganzen sind gar nicht in der Ordnung, sondern es sind sehr unordentliche, unnatürliche, ausschweifende Lustbarkeiten, und nur das ist dabei in der Ordnung und ganz natürlich, daß es zur Strafe dafür Risse seßt.

Auch im Gliihern wissen die Bananenblätter oft gar nicht recht Maß und Ziel zu halten, besonders bei hellem Sonnenschein nicht, wo sie mit der stolzen Himmelsprinzessin nicht selten so arg kokettiren, daß es einem ordentlich das Auge beleidigt und das zarte, gelbliche Jugend-Grün zur Strafe dafür sich mehr und mehr verliert und einem recht häurischen Tiefgrün Platz machen muß. Geschieht aber das Gliihern im lieben warmen Sonnenschein mit Maßen, so bleibt die Jugendfrische; und da ist es denn, wenn man so mehrere Tage lang im menschenleeren, einsamen Urwald gereist ist, ein gar lieblicher Anblick, wenn plötzlich das Dunkelgrün des wilben Waldlaubes durch das eigenthümliche Lichtgrün einer Bananenpflanzung unterbrochen wird, und man rafft die ermatteten Kräfte noch einmal recht herhaft zusammen, denn wo Bananen sind, da sind auch Menschen, wirkliche, cultivirte und cultivirende Menschen, und da bekommt man wieder Gottes ebenbildliches Antlitz zu sehen, kann wieder ein vernünftig Wort mit Jemandem schwagen, wird wieder gastfrei aufgenommen und gestärkt und gelabt. Aber nur innerhalb der Wendekreise ist es so.

Darüber hinaus gedeiht die Banane nicht mehr. Das kannst du, liebe Jugend, am deutlichsten bei Rio de Janeiro sehen, welches noch so eben innerhalb des südlichen Wendekreises liegt. Da gedeiht von Bananenwuchs noch Alles rings umher in den Ebenen und in den niedrigen Anfängen der Gebirgsthäler; aber höher hinauf, so wie die Luft nur etwas weniger warm wird, ist es auch mit der Banane vorbei. Wenn du z. B. von der Stadt über die 5 bis 6 Meilen breite herrliche Bai hinaus und dann den reizenden Inhomirim-Fluß hinauf fährst, um nach der deutschen Kolonie Petropolis zu reisen, — eine Fahrt, die du, beiläufig gesagt, nicht auf prosaistischem Dampfschiff, sondern auf der graziosen Galuah mit ihren kühnen lateinischen Schwalbensegeln machen musst, — so findest du rechts und links an allen Punkten, wo schon Menschen hausen, auch die Banane noch. Und wenn die Wildnis auch nur erst durch ein kleines, lichtes Bläschchen unterbrochen ist und am Ufer ein auch noch so kleines, bescheidenes Hütchen steht; die Banane, dieser erste Anfang aller Cultur, ist gleich mit da. Sie folgt treu wie der Hund dem civilisierten Menschen. So findest du sie auch noch an der herrlichen Bergstraße in den ersten Anfängen des majestätisch aufsteigenden Inhomirim-Thales in jeder Gebirgs-Nische, die auch nur ganz leise vom Zauberstäbe menschlicher Cultur berührt ist. Sobald du aber zu zweitausend Fuß Höhe aufgestiegen bist, so hört die Banane auf, und vergebens siehst du dich auf der noch höher liegenden Colonie nach ihr um. Kleine schwächliche, versuchsweise emporstrebende Dingerchen wird man vielleicht dir nachweisen können, wie man solche auch schon, wenn ich nicht irre, in Hamburger Treibhäusern hat; aber das ist nicht die vollstrogende herrliche Banane selbst.

Ehe ich dich nun, lieber Leser, mit dem zweiten Akt des Bananenlebens, mit dem der Fruchtbildung, bekannt mache, will ich dir Einiges über den Nutzen sagen, den die Banane schon jetzt, noch vor der Fruchtbildung, hat und haben kann.

Besonders kommen hier die Blätter in Betracht. Denn der Schaft mit seinem großen, lockeren Zellgewebe ist zu porös und hat zu wenig von unten nach oben ausgedehnte Fadengefäße, als daß er irgend ein taugliches Strickwerk hergeben könnte. Ich habe mehrfache dahin zielende Versuche gemacht, zu denen man in einem Lande, wo weder Hanf noch Flachs gedeiht, sich dringend veranlaßt findet, habe vollkommen ausgewachsene Stämme unten abgeschnitten, sie der Länge nach in Bündel zerschlitzt und

diese dann an der Sonne getrocknet, aber immer erhielt ich ein Material so faulkig und mürbe, daß es, zusammengedreht, zerriß wie Stricke, die man aus altem Schiffswerg zusammendreht. Ob aber der Stamm nicht zu andern Zwecken zu gebrauchen sein möchte, das zu entscheiden müßten gründlichere Versuche angestellt werden als mir möglich waren. Daß die Hühner, die ich eine Zeit lang in meinem mit Bananen bewachsenen Hofraum hielt, begierig in den unten wulstig hervortretenden Schaftkranz einhakten und mit großem Appetit fraßen, habe ich mehrfach beobachtet. Auch möchte vielleicht, wie das oben erzählte Tranchirmesser-Experiment vermuten läßt, irgend ein Gerbstoff aus dem Schaft zu gewinnen sein. Es fehlt überall noch an gründlichen Versuchen, denn die glücklichen Leute, die in Bananenländern leben, haben der anderweitigen Erwerbsquellen so viele und sind auf die Ausbeutung derselben so einseitig verstürzt und so ausschließlich damit beschäftigt, daß sie sich's weder Zeit noch Geld noch Mühe kosten lassen mögen, Neues zu versuchen, wenn es nicht sofort und in Masse blanke Thaler einbringt. Und die reisenden Naturforscher von Fach halten sich bei der Fülle des dort sie umgebenden Interessanten zu wenig bei Einzelheiten auf, zumal wenn es gilt, aus immer auf's neue zu wiederholenden Versuchen irgend welchen hausbackenen Nutzen nachzuweisen.

Mit den Blättern ist man schon weiter gediehen. Da mußte schon eine ganz oberflächliche Betrachtung zeigen, daß die langen schwanken Rippen, wenn sie bei ihrer wie bei des ganzen Gewächses bloß krautmassiger Substanz gleichwohl die große Blattfläche bei allem Wind und Wetter so leicht und kühn tragen und halten könnten, nothwendig eine Masse zähnen von unten bis oben in die Spitze hinauf sich erstreckenden Bastes haben müßten. Das haben sie denn auch, und zwar ist dieser Bast so vortrefflich, daß seine dünnsten Fäden der anhaltestensten Nasse Trop bieten und sich daher ganz besonders zum Anbinden von Gewächsen im Freien eignen. Gleichwohl werden sie in Süd-Amerika wenig dazu gebraucht, denn neben der Banane findet sich in jenen zum Erstaunen reichen Ländern eine andere Pflanze, die noch besseres Material dazu liefert, die Agave.. Dieses Riesen-Blumengewächs, dessen Blüthenstengel haushoch und unten schenkeldick wird, ist überhaupt ein wahres Wunder von praktischer Brauchbarkeit. Während das weiche markige Holz des Stengels unübertreffliche Rastermesserstreicher, fossilische, durchaus porenlöse Korkplatten,

unauslöschlichen und gleichwohl höchst langsam weiterglimmenden Zunder und dergl. mehr abgiebt, liefern die unten an ihm nach allen Seiten hin starrenden steifen, stacheligen Aloefettblätter eine Schanzwehr, die auch von der allerkuhnsten Cavallerie nicht zu überspringen noch zu durchbrechen ist, und in den Blättern selbst sitzt ein Bast in solcher Fülle, Feinheit und Häufigkeit, daß ich von einem einzigen Blatte, welches ich zu dem Ende nur zu durchschlagen und an die Sonne zu legen brauchte, einen Vorrath von Windfaden-Bündeln auf mehrere Jahre erhielt, und daß selbst die Palmen-Latten, die ich damit zu einem Laubengange zusammenband, trotz der hernach sich darüber hinziehenden Urwaldschlingpflanzenlast nicht von einander wichen. Vielleicht erzähle ich dir, liebe Jugend, von solchen praktischen Wunderblumstauben ein andermal mehr. Jetzt zurück zu den Bananenblättern, die auch nicht zu verachten sind, denn bei ihrer gewaltigen Ausdehnung eignen sie sich wiederum zu andern Zwecken, zu welchen die dicken, gedrungenen Agavenblätter nicht zu gebrauchen sind. Ich meine nicht die Tischtücher, Servietten, Dachdecken und Waaren-Emballagen, zu denen, wie in den Büchern gedruckt steht, die Bananenblätter gebraucht werden sollen; dazu sind sie, wie schon aus obigen Freudenrissen hervorgeht, zu zart; sondern ein ganz anderer, ungleich wichtigerer Gebrauch, von denen in den Büchern nichts steht, läßt sich von ihnen machen. Um dir diesen in seiner ganzen Wichtigkeit anschaulich zu machen, muß ich ein wenig weiter ausholen.

Sieh, es ist da drüben mit der Sonnenhitze eine gar misliche Sache. Die einheimischen Pflanzen sind das gewohnt und es bekommt ihnen ganz gut. Aber die fremden Gäste können sich nicht daran gewöhnen. Nun aber will ein Europäer für seinen Tisch doch auch gern einmal sein gutes europäisches Gemüse und eine Europäerin für ihre Fenster ihre lieblichen europäischen Blumen haben. Wenn sich Gewächshäuser einrichten ließen, in denen, statt mit Feuer eingehiezt, mit Eis eingekältert werden könnte, so wäre die Sache gemacht; aber die lassen sich wohl noch nicht einrichten. Auch ich wollte einmal gern norddeutsches, heimathliches Gemüse haben und ließ mir aus Lübeck, in dessen Umgegend das Gemüse so vortrefflich gedeiht, allerlei derartige Sämereien kommen. Denn das muß man jedes Jahr ans Neue thun, weil der Gemüsen-Same drüben, wenn anders die üppige Krautbildung ihn aufkommen läßt, taub und nicht zu gebrauchen ist. Die Sämereien kamen an und ich säete lustig darauf los. Bald

ging auch die Saat auf, lustiger und quicker als in der Heimath. Ich wegte schon meinen Schnabel auf den üppigen Salat, den strohenden Kohl, die feinen märkischen Rüben, die niedlichen, würzigen Radieschen. Aber bald sah ich, wie alles so unabändig in's Kraut schoß, daß ich höchstens nur noch auf Salat und lose Kohlblätter mit Hoffnung machen dürfe, auf Rüben aber und Radieschen mir den Appetit vergehen lassen müsse. Und das mußte ich auch, denn während das Rüben-Kraut manns-, und das Radieschen-Kraut frauens-hoch wurde, blieb die Wurzel unten in so jammervoller Windsaden-Magerkeit, daß mir schon beim bloßen Anblick aller Appetit verging. Ich dachte nach, woran ich es denn wohl etwa hätte mögen fehlen lassen, konnte aber nichts finden. Jeden Abend hatte ich, wenn die Sonne untergegangen war, auf's eifrigste begossen, hatte sogar zuweilen, vermittelst einer in der Ecke befindlichen Pumpe, den ganzen Garten unter Wasser gesetzt; alles vergebens! Da entdeckte ich endlich, daß von dem vielen Begasen und bei dem dadurch herbeigeführten Aufschlemmen des Erdreichs sich, wenn nun die Sonne darauf brannte, eine dünne, harte, kalkhaltige Schale über die ganzen Beete gebreitet hatte, durch welche nun freilich die Luft nicht cirkuliren, der Wurzelknollen nicht gedeihen konnte. Den Fehler hatte ich nun heraus; wie aber ihm abhelfen? Das Begasen durfte nicht aufhören, weil sonst die Pflanzen verbrannten. Also der Sonne wehren! Gut! aber wie das anfangen? — Da ging ich eines Tages an meinem Hühnerhof vorbei und sah, wie das Hühnervieh nach den niederwärts geneigten Bananenblattspitzen sprang und sie zerfetzt immer tiefer herabzerrte, was ganz häßlich aussah und das dumme Vieh auf Kosten des Eierlegens ganz übermäßig erhöhte. Da ging mir ein Licht auf! Die Bananen haben, dacht ich bei mir selber, überreichliches Blattwerk, die können was missen, und das kann dann den jungen Rüben- oder Radieschen-Pflanzen zu gute kommen. Gedacht, gethan! Ich band mein neues Tranchirmesser spitzwinkelig oben an eine Stange, langte damit hinauf und sabelte ratsch! ratsch! ein Riesenblatt nach dem andern unten am Schaft herunter. Mit den langen, breiten, saftstrohenden, kührenden, schattigen Flächen ward nun, wenn die Sonne zu brennen anfing, eine neue Rüben- und Radieschen-Pflanzung belegt; und richtig! die Radieschen zunächst gediehen köstlich, köstlicher als ich sie je in der Heimath gegessen hatte. Mit den Rüben ging es eben so gut, aber den letzten Erfolg schmeckte ich nicht mehr, da ich aus dem Garten fortzog.

Damit wollen wir nun aber auch von den Blättern Abschied nehmen und uns zur Fruchtbildung wenden.

Das ist die schönste und doch auch zugleich die traurigste Periode im Bananenleben, wie das denn überhaupt im Leben so vorkommt, daß Leid und Lust beisammen wohnen. Auch bei unsren Fruchtbäumen könnt ihr's sehen, daß es so ist. Ist doch lauter Lust und Leben in den Zweigen, wenn der Apfelbaum im Garten so in voller Blüthen-Pracht dasteht! Und müssen doch wir dann drunter und die Böglein droben mit einstimmen in das helle Freudenleben! Und das geht so mit Sang und Klang den ganzen Sommer hindurch; denn die Frucht wächst und dehnt sich und strekt sich im lieben warmen Sonnenschein. Aber im Herbst, ach, da wird's anders! Wir freilich ziehen mit unsren vollen Körben nach Haus und machen's den Winter über dicht zu, und legen das liebe Obst ins Moyer und erzählen uns unter dem Bröseln und Braten allerlei lustige und schauerliche Mährchen; aber dem Apfelbaum ist es nicht so lustschauerlich, den schauert der Frost zusammen, daß die Zweige klapfern, denn mit der Frucht ist alles Leben ihm entflohn'. Indessen nur auf eine kurze Zeit lang. Der Frühling kehrt wieder und mit ihm auch das Apfelbaum-Leben. Mit dem Bananenbaum aber ist es aus, für immer aus, wenn er im zweiten oder dritten Lebensjahr seine Fruchtbildung durchgemacht hat, und die erste Frucht ist zugleich seine letzte gewesen. Das ist recht traurig, nicht wahr? Und ich möchte lieber gleich hier aufhören mit meinem Bananenleben, um euch sein Sterben zu ersparen. Aber dem Apfelbaum und euch und mir kommt doch auch die letzte Stunde, und mir wohl früher als euch, vielleicht gar bald. Nun, das schadet nichts! Hört nur einstweilen meine Bananengeschichte noch bis zu Ende an. Es ist ein gar kostlicher Tod, den die herrliche Bananen-Mutter stirbt, wenn sie ihr liebes Kind zur Welt geboren hat.

Das kommt ihr euch wohl schon denken, daß, wenn es das Sterben kostet, das Fruchtbilden ein gar mächtiges, gewaltiges, herrliches sein müsse. Und das ist es auch! In meinem ganzen Leben und wo ich auch war und mich umgethan habe, nie habe ich höhere Lebensgluth thätig gesehen als zuletzt bei der Banane, wenn es an das Fruchtbilden ging; Ein Blattschwesternchen nach dem andern dringt dann in immer größerer Angelegenlichkeit und Raschheit aus dem Schoß der Mutter hervor, entwickelt immer eifriger ihre schöne, schlanke, schwante Gestalt, treibt

immer eifriger und regssamer das Pflegegeschäft, führt in immer größerer Fülle der Mutter den himmlischen Nektar zu. Denn drinnen beginnt das süße Geheimniß, von welchem der Mensch nichts weiß, sich zu regen; das Brüderchen beginnt zu atmen und zu leben, das allgeiebte Brüderchen, das als stolzer, herrlicher Prinz an's Licht der Welt treten und alle Welt mit Paradiesesgaben erquicken soll! Darum regt sich die Schwesternschaar und müht und drängt sich matt und müde zum Sterben.

Welch gewaltiger Saftumlauf dann in der Banane thätig ist, das trat mir einmal so unerwartet vor die Sinne, daß ich förmlich darüber erschrak und erst gar nicht wußte, was ich davon denken sollte. Ich hatte eben im Hühnerhofe von einer bald Frucht treibenden Banane zum Bedecken meiner Radies- und Rüben-Pflanzen die älteren Blätter heruntergesäbelt, deren schwerer Stumpf im Falle zunächst dröhnend auf den Boden auffloß und der nachfolgenden Blattfläche eine zitternde Bewegung mittheilte, deren Geräusch dem Donner auf Theatern nicht unähnlich war, und wollte mich nun nach vollbrachter Arbeit an's Wegschleppen der Blätter machen, als ich es hinter mir am Stamm ganz vernehmlich wie Regen rauschen hörte. Ich sah erstaunt auf und wußte gar nicht, was ich von diesem completen Gewitter, dem auch das Blitzen meines Tranchirmessers nicht gefehlt hatte, denken sollte. Da fingen gar auch meine Rockhöfe von stark darauf fallendem Regen zu tröpfen an. Ich wandte mich um und siehe da, aus den zurückgebliebenen Stümpfen oben am Baumschaft schossen Ströme großer Safttropfen hervor, die prasselnd auf die darunter liegenden Blattflächen fielen und, durch deren Resonanz verstärkt, das Geräusch eines ganz respektablen Witterschauers hervorbrachten. Da leuchtete es mir ein, wie der Psalmensänger in verwunderndes Lob ausbrechen konnte darüber, „daß die Bäume des Herrn voll Saft stehen.“

Woran man aber merkt, daß die Frucht bald hervorbrechen will, dafür sind untrügliche gar nicht zu verkennende Zeichen vorhanden. Dahin gehört, außer dem auffallend rascher zunehmenden, üppigen Hervordringen der Blätter, das Anschwellen des oberen Schaftheils, das höchst merkwürdig zu beobachten ist. Es tritt zuerst kaum merklich hervor, nimmt aber dann in demselben Maße zu, als es nach oben dringt, wobei es aber bald an dieser, bald an jener Seite des Schafses stärker hervortritt, je nachdem an dieser oder jener Seite ein neues werdendes Blatt an ihm vorbei in die Höhe dringt. Endlich weichen oben die Blattschläge da, wo sie zusam-

men aus dem Mutterstamm aufragen, von einander, um das Brüderchen durchzulassen, und nun muß das Wunderkind ans Tageslicht geboren werden. Meistens geschieht dies aber des Nachts, wenigstens ist es mir nie gelungen, daß erste Hervortreten zu beobachten, sondern es war bereits des Morgens geschehen, wenn ich, es zu erleben, hinzutrat. Die Spitze einer mächtigen Tulpe ist es, die man oben, inmitten der Blattschläfte, herauschwollen sieht. In wenigen Tagen ist sie ganz hervorgebrungen und wird von einem mächtigen Stengel getragen, der bald, von der Schwere der Blume gebeugt, sich seitwärts krümmt und zwischen die Blattschläfte hindurcharbeitet, so daß zuletzt die Tulpe an einer Seite des Mutterstamms frei herausabhängt und auf's Deutlichste zu beobachten ist. Aber noch ist außer der herrlich schimmernden, rothbraunen Farbe wenig daran zu sehen, da die unendlich reich gefüllte Tulpe immer noch spitz zugeschlossen ist. So wie sich aber der Stengel, weiter und weiter herauswachsend, erdwärts niederbeugt, thut der Bananen-Prinz die Augen auf; die äußeren lederartigen Deckblätter weichen von einander, krämpfen sich von der Spitze nach unten zurück und fallen bald, ihres schützenden Dienstes ledig, zur Erde. Nun beginnt das neugeborene Kindlein die ersten Geschenke, die es mit zur Welt gebracht hat, auszuakramen; ein tief violettes Tulpenblatt nach dem andern schlägt sich zurück und unten an dessen Narbe ladet eine Fülle von Süßigkeiten das leichte Völkchen der Kolibris von nah und fern zum Zulangen ein, und das lassen sich diese nicht zweimal sagen; im Nu sind sie da! Das solltet ihr einmal mit ansehen! Ich möchte, mein lumpiges Papier verwandelte sich vor euren Augen in eine Bananentulpe und meine armselige Feder in einen Kolibri. Das wird aber schwerlich geschehen, und so nehmt denn auch hier wieder, in Ermangelung des Besseren, mit meiner dürfstigen Beschreibung fürsleb.

Ihr kennt doch alle schon Kolibris? auch die ganz kleinen von Wespen-Größe? Die besonders sind es, die sich bei dem neugeborenen Bananenkind im Nu einstellen und in die aufgeschlagenen Blatt-Taschen nach den mitgebrachten Süßigkeiten hineinschnuppern, gerade so wie ihr in die großen Confectdüten hineinlangtet, die euch ein neues Brüderchen oder Schwestern mitgebracht hatte. Ankommen sieht man so ein reizendes Vogel-Wichtchen gar nicht. Denn die Flügelchen schwirren so schnellen Fluges, daß sie nur wie ein Duft um das kleine Honig-Vöglein erscheinen, und das wespengroße Leibchen zuckt so blitzschnell nach der Blume

hin, daß es wie ein Feuermeteorchen durch die Luft fährt und erst deutlich sichtbar wird, wenn es luftschwebend sich vor der Tasche hinstellt und sein Saugzünglein hineingeschleckt hat. Das sieht dann gar reizend aus; die große gewaltige Tulpe gloht den kleinen Freibeuter so verwundert an, als ob es ihn vor lauter Liebe aufessen wollte, was auch ganz gut anginge, da seine Kleinheit zu der Riesenblume in dem ungefehrten Verhältniß steht, wie ein großer Dämmerungsfalter bei uns zu einer Federnelke. Er aber achtet das gar nicht, ist nur auf das mitgebrachte Confect veressen und saugt in aller Geschwindigkeit, was das Zeug halten will. Den Atem hält man unwillkürlich an, um dieses reizendste aller Phantome nicht zu schnell verirren zu lassen. Aber leider dauert es nie lange; gewöhnlich mit einem feinen aber durchdringenden Zirpen ist das brillantene Fantchen verstoßen.

Lassen wir es wegziehen und wenden uns der Tulpe zu. Die krämpft einem Kolibri nach dem andern ein Blatt nach dem andern um, und über jedes umgekrämpfte wächst der dicke Stengel unaufhaltsam weiter hinaus und streckt an seiner Spize die noch immer zu neuem Umkrämpfen gefüllte Tulpe immer weiter vor sich aus. Da ist gar kein Ende abzusehen! Zwar wird endlich die Tulpe kleiner und kleiner, aber der inwendige Blätter-Vorrath will sich nimmer erschöpfen noch leeren. Ich wollte einmal sehen, wie weit das möglicher Weise wohl gehen könnte, schnitt ein schon ganz auf Duodezformat reduziertes Tülpchen ab und halbierte es mit einem feinen scharfen Messerchen quer durch. Da lagen aber immer noch neue Blättchen von dem äußeren Umkreise nach innen zusammengepackt, die innersten so zart und fein, daß ich sie mit bloßen Augen nicht mehr von einander unterscheiden konnte, sondern meine Lupe zu Hilfe nehmen mußte. Und selbst diese reichte nicht aus, mein Mikroskop aber hatte ich nicht zur Hand, sonst hätte ich wohl in die Tausend hinein zählen können.

Von Staubwerkzeugen ist wenig zu bemerken, und das Wenige ist ganz verkrüppelt und verknurzelt, ohne Zweifel in Folge der ungeheuren Blattfülle, wie ja auch unsere gefüllte Gentifolie so gut wie gar keine Staubfäden mehr hat, während ihre Stamm-Mutter, die einfache wilde Hecken-Rose, einen ganzen Wald davon in sich trägt.

Die Kolibris aber haben gerade an diesen zu Honiggefäßen verkrüppelten Staubfäden ihr Gaudium. Nun aber möchtest auch du, liebe Jugend, deinen Anteil, möchtest die Frucht gerne haben, denn Blumen machen

nur Kolibris satt. Wohl! die Frucht soll gleich erscheinen. Aber ist sie nicht vielleicht schon da? Sucht einmal! Drinnen in der Tulpe? Nein! die steckt ganz voll von Blättern. Unten am Stengel? Auch nicht! der ragt ganz glatt und kahl aus dem Mutterschaft hervor und ist nur von Saft voll. Nun, wo sitzt sie denn? Laßt euch von den Leckermäulern, den Kolibris, auf die Spur bringen. Seht, wo die hingelangt und den ersten flüchtigen Schaum davon weggenascht haben, unten an den Marken der Blätter, wie sie von der reduzierten Duodeztulpe an in Kreisen am Stengel hinab sich reihen, seht, da sitzt die Frucht! Ihr werdet diese Knöthen freilich kaum dafür halten; aber wartet nur, die Blätter fallen der Reihe nach ab, wie sie nach einander sich umgekrämpft haben; dann könnt ihr die Früchte deutlicher sehen, wie sie wachsen und in die Länge sich ausdehnen. — — Aber das sind ja Gurken, die da wachsen! Freilich, so sehen die Früchte gerade aus, werden auch meist eben so groß, nur bleiben sie hellgrüner und schlanker oder nehmen in Spielarten ein leichtes Rosa an. Seht, wie das wächst! und in welcher Masse und Menge! wohl hundert bis hundertfünfzig an dem einzigen Tulpenstengel, der aber auch von der wachsenden Last sich immer tiefer abwärts neigt, so daß wir den an der Spitze am tiefsten herabhängenden Tulpen-Nest beinahe mit den Händen ablangen können. Wenn die Sippeschäfte halbreif oder ganzreif ist — was von dem Gebrauch abhängt, den man damit machen will — so wird der Stengel oben über dem Mutterschaft abgeschnitten und vom Garten-Neger, der an dem Convolut („Gäischä“ in Brasiliens genannt) mühsam zu schleppen hat, nach Hause getragen zum Verpfeisen.

Ehe wir uns aber darüber hermachen, wollen wir eine einzelne Frucht etwas aufmerksamer betrachten. Wir können sie ganz leicht von der Gäischä abtrennen, denn sie ist an der einen, zu dem Ende etwas verdickten, Spitze nur lose auf den Stengel eingelenkt. Auch die feine, inwendig sammelige Schale — ähnlich der Hülse unserer großen Bohne, nur nicht so dick — läßt sich leicht herunter ziehen; wir brauchen nur unten an der Spitzerverdickung anzufassen und umzubiegen, so schält sich gleich ein Dritttheil von oben bis unten wie von selbst ab. Nun schaut euch einmal diesen blendend weißen, saftigen Schmelz der entschalteten Frucht an! Wie das so fein und lieblich glänzt und schimmert! durch und durch voll frischen, frischen Zuckersafles! durch und durch voll des nahrhaftesten Starkemehls! durch und durch voll des feinsten Eiweisswafles, zart und lieblich wie, Mais-

butter! Und dazu keine Spur von Kern noch Kerngehäuse! Alles von oben bis unten eine ununterbrochene mollige Masse, die wir mit Allem, was drum und dran und drin ist, in den Mund stecken und abbeißen können, wobei wir uns nicht einmal die Mühe zu geben brauchen, unsere Kinnladen zum Zermalmen in Bewegung zu setzen, denn das schmilzt uns alles so von selbst auf der Zunge und gleitet alles so ganz von selbst hinaus. Und das schmeckt! ungefähr wie frische Feigen, nur öliger, würziger, erquicklicher noch! Das ist und heißt in Wahrheit Musa paradisiaca, Paradiesfeige!

Und jetzt wollen wir an's Schmausen gehen. Wie wollt ihr sie haben? In Mehl und Zimmet umgekehrt und dann in Butter gebraten? Auf's Vollkommenste genügen sie in solcher braunen Ordenstracht und nach solcher Feueryrobe den Anforderungen auch des größten Feinschmeckers. Oder in Pfannkuchen hineingebacken? Eine herrliche Amalgamirung, nach welcher Einem schon bei dem bloßen Gedanken der Mund wässert. Oder wie wollt ihr sie sonst haben? Sie gehen in die verschiedensten Verbindungen ein, treten unter den mannigfältigsten Verhältnissen auf. Soll ich euch aber ratzen, so nehmt sie reif und roh, wie Gott sie geschaffen hat; da habt ihr am reinsten den eigenthümlich würzigen Bananengeschmack. Selbst halbreif sind sie schon schmackhaft und halten sich dann besser und länger, weshalb ich denn auch einige solcher halbreifen Gäischen mit zu Schiff nahm, als ich Brasilien verließ; und noch auf der Höhe von Gibraltar, als es schon recht kalt und rauh zu wehen anfing, hatte ich durch meine Bananen die lebhafteste Rückinnerung an das paradiesische Wunderland. Besser ist freilich besser. Das wissen auch sämtliche Bewohner des Landes, Menschen wie Vieh, und die reife Banane ist in alles Lebendigen Mund und Maul. Die Excellenz auf dem Wege nach Hause, wie der Negger auf dem Wege zum Brunnen, Mann und Weib, Alt und Jung, Alles goutiert und schmaust die Banane! Sie ist — wie bei uns die Kartoffel, nur in höherem Grade noch — die Allerwelts- und Allermannsnahrung. Ach, und wie schmeckt und gebeißt sie den kleinen Kindern! Wie wird da den Müttern das Entwöhnen ihrer Säuglinge erleichtert! Ach ja! es ist eine rechte Paradiesfeige!

Am köstlichsten aber erquickt sie Einen auf einer Gebirgswandern; wenigstens habe ich sie bei solcher Gelegenheit am höchsten schäzen gelernt. Denn je größer die Beschwerden einer solchen Wanderung, desto erquick-

licher die Kabung. Daß ich aber zu immer wieder neuer Uebernahme solcher Beschwerden unwiderstehlich gereizt werden mußte, davon würdest du, liebe Jugend, dich vollkommen überzeugen, wenn du auch nur ein einziges Mal im Küstengebirge von Rio de Janeiro solche Tour mitgemacht hättest. Schon daß das Gebirge zwischen die Stadt und den Ocean sich so neidisch hingelagert hat, daß man die herrliche, weltumrasschende Fluth nicht zu sehen bekommt und am allerwenigsten draußen dieselbe entlang lustwandeln kann, da die zweitausend Fuß hohen Zinnen und Zacken senkrecht in's Meer abspringen, — schon das reizt unwiderstehlich, die neidische Cyflopenn-Mauer von innen, wo die Abhänge weniger steil sind, zu ersteigen und dann von oben mit echt adeligem, menschenwürdigem Herrschergefühl über's Meer hinauszuschauen, weit hinans über die Inseln und Eilande alle, die die Küste umstarren. Aber da hinauf zu kommen ist, da die Sonne es bei allem Waldschatten doch immer sehr rechtschaffen meint, gar keine Kleinigkeit und man nimmt auch nichts als einen Gebirgsstab, keine Munition, keine Feldflasche, nichts als sich selbst mit, achtet in der Vorstellung jener herrlichen Aussicht kein Klimmen und Klettern, Kriechen und Knechen, bis man oben ist und nun wie angebannet steht von dem majestätischen Anblick. Aber der brennende Durst zieht Einen doch endlich wieder abwärts, und da folgt man denn jeder Rinne zwischen den Wald-Felsen, in der Hoffnung, daß sie bald zu einer abspringenden Kluft sich erweitern und dann schäumende Gaskaden zur Erquickung bieten werde, lauscht jedem fernen Rauschen und späht, wie dahin zu gelangen sei, bis man das Brausen näher und näher hört, rüstiger dann vorwärts schreitet, das liebe Tageslicht über der freien Bahn, die der Bergbach sich durch die üppige Vegetation gebrochen hat, vor sich leuchten sieht und nun einen Spalt sucht, um durch die Seitenfelsen hindurch zu dringen zum blixenden Schaum. Aber da kann man oft noch lange suchen. Trifft man aber endlich eine sanftere Stelle, so hat auch meistens schon irgend eine unten im Thal Cultur treibende, freundliche Menschenhand solch' gelegenes Plätzchen mit Bananen bebaut, und da ist man denn gleich aus der zweifachen Verlegenheit, wie man das Wasser zwischen den jähnen Felsufern schöpfen und was man zum kühlen Trunk denn nun auch essen könne. Denn die großen lederartigen, bauchigen Deckblätter liegen unter dem Stamm als bereite Schöpfbecher, so schön von Form und Farbe, wie sie kein König auf seiner Tafel prangen hat. Da nimmt man denn eins zur Hand und neigt sich damit

zur brausenden Bluth und setzt es an den Mund und trinkt von dem kristallenen Felsennectar so viel man mag, gießt dann den Rest zur freudigen Libation an den Stamm und blickt dankbar zu ihm auf; und die Blätter, des Dienstes froh, wiegen sich wohlig auf und ab, und die Gaischa streckt uns ihre Früchte entgegen, und wir stoßen ein halbes Dugend mit unserm Gebirgsstock herunter und ziehen schmausend thalabwärts. Ach, solche Wanderung ist zu schön, als daß ich dich, liebe Jugend, nicht nächstens einmal, wenn ich wieder zu dir komme, mitnehmen und die Waldwunder der Tropenwelt ein gros und en detail zeigen sollte. Setzt aber zurück zum Bananenleben, über dessen Ende und Ausgang ich dir schließlich noch zu berichten und dann von dir Abschied zu nehmen habe, hoffentlich auf baldiges Wiedersehen.

Eigentlich hat es die Banane auf Unsterblichkeit abgesehen, wenigstens die cultivirte. Es soll eine wilde Ahnfrau von ihr geben, die den auch ihr so reichlich zugeführten Himmels-Nektar gar nicht zu edlem Fruchtsaft verarbeitet, sondern ihn ohne weiteres oben im Stamm zwischen und in den Blattschäften aufspeichert, was indessen doch auch den Menschen zugute kommt, indem dieselben, wenn sie auf weiten Reisen dem Verschmachten nahe sind, sich nur an den Stamm zu wenden brauchen, der ihnen auf gelinde Anzapfung sogleich mehrere Flaschen voll des klarsten, köstlichsten Wassers liefert. Die Blume aber ist nur einfach und liefert nur Kerne zur Fortpflanzung ihrer Nachkommenschaft, aber kein genießbares Fruchtfleisch. Unsere zahme Banane aber ist für das bischen Aufmerksamkeit, das der Mensch ihr zugewendet hat, so dankbar, daß sie nicht nur mit Verzichtleistung auf alle und jede Nachkommenschaft auch ihre Kerne in edles Fruchtfleisch umgesetzt, sondern auch aus derselben Ursache ihre Staubgefäß, aus denen sie sich hätte fortpflanzen können, zu Blättern umgewandelt hat und zwar — wie ich bereits angeführt — in solcher Unzahl, daß, wenn Wind und Wetter günstig genug wären, daß Gurkenanzeige ohne Aufhören vor sich gehen, die Mutter demnach in der echten wahren Menschenliebe, wie sie an ihren Früchten erkannt wird, unsterblich sein würde. Aber das nachsündsüthliche Klima ist nicht mehr paradiesisch auf Erden, selbst in den Tropenländern nicht mehr, und so dauert denn das Fruchtanzeige des Paradiesfeigenbaums, trotz all seiner besten Absicht, auch nur seine Zeit. Der in solcher Zeit nicht zu Früchten angelegte Rest von Blumenblättern kommt nicht zur Entwicklung, sondern fällt, nachdem

schen die letzten Früchte nur dürlig angeschlagen sind, ob von der Mutterpflanze, die nun darüber, daß sie ihren lieben Menschen nicht noch mehr thun kann, über die Maßen traurig wird, sich zusehends abhärmst und zu-letzt ganz zu Tode grämt. Wie ihr das durch und durch gegangen sein muß, sieht man daran, daß der Stamm, bis unten hinunter von Auszehrung ergriffen, bald nach dem Abscheiden beim ersten Windstoß umsinkt. Dann treiben die Elemente mit dem entseelten Leichnam ihr wildes Spieß, und der erste Regenschauer, der den Bergbach, an welchem er liegt, anschwellt, reißt ihn mit sich hinab und führt ihn dem Meere zu. Ganze Trümmerhaufen von zerstörten Bananenstämmen habe ich oft nach einer wilden Gewitternacht am Ufer der Bai von Rio de Janeiro ausgeworfen liegen sehen, jedesmal mit tiefer Wehmuth!

Aber das edle Geschlecht der Bananen bleibt darum unverloren. Was die Mutter mit solcher vollkommenen Selbstverlängnung opferte und zu Erde werden ließ, das sieht aus der Erde herrlich wieder auf; denn so wie die Mutter in sich zusammensinkt, dringen um sie her aus dem Wurzelstock fünf, sechs, sieben und mehr neue Bananenschäflein hervor, und wachsen auf, ohne daß sich der Mensch im mindesten darum zu kümmern braucht. Ja, nicht einmal die Blatt- und Schaft-Ueberreste braucht er wegzunehmen, da dieselben der neuen Generation als Düngungsmittel zugute kommen. So breitet sich, wo einmal eine Banane gestanden hat, das unsterbliche Geschlecht weiter und weiter über den Erdboden aus, und sieht seiner Güte erst da Grenzen, wo der Mensch unter kühlerem Klima sich zur Arbeit besser röhren und mit seinen Händen sich anderswoher ernähren kann. Von dem starken Segen aber, den sie dort in den Tropenländern, wo des Tages Last und Hitze zu groß für unser nordisches Arbeiten ist, den Menschenkindern ganz ohne deren Zuthun spendet, könnt ihr euch eine annähernde Vorstellung machen, wenn ihr Altvater Humboldt's Ueberschlag bedenkt, nach welchem eine Quadrat-Meile mit Bananen bewachsene Landes den darauf wohnenden Menschen wenigstens zehnmal mehr Nahrungsstoff bieten würde, als wenn's mit Weizen bebaut wäre, so daß also Brasilien allein, das doch nur so groß wie Europa ist, viermal mehr Menschen ernähren könnte, als gegenwärtig auf dem ganzen Erdboden wohnen. Statt solcher fünftausend Millionen theilen sich nun aber nur fünf Millionen Menschen — dean mehr hat Brasilien noch nicht — in solchen reichen Segen.

Nun, wir wollen ihnen denselben von Herzen gönnen, wollen thun, als wäre unserer fernen Brüder Segen unser Segen, und mit Dank gegen den gnadenreichen Schöpfer solcher Segenswunder ausrufen:

„Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güter.“

9

II.

## Die Bai von Rio de Janeiro und Fischerei auf derselben.

Vorgetragen in der Gesellschaft - zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit am 5. Februar 1850.

---

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,  
Den schick er in die weite Welt,  
Dem will er seine Wunder weisen  
In Feld und Wald und Strom und Feld.

Nebel daran aber ist ein solcher von Gott Begünstigter, wenn er, heimgekehrt, seine übernommenen Verpflichtungen erfüllen und einen Vortrag halten soll in der verehlichen Gesellschaft zur Beförderung „gemeinnütziger Thätigkeit“. Denn was können die Wunder „in Feld und Wald und Strom und Feld,“ die Gott ihm auf seinen Reisen in die weite Welt gewiesen hat, zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit beitragen? Ja wenn von einer Reise über Feld zur Nivellirung eines Eisenbahn-Terrains, oder in den Wald zum Auffuchen tüchtigen Schiffsbauholzes, oder an den Strom zu seiner Meliorirung und Kanalirung die Rede wäre! Aber schwerlich hat Eichendorff, als er jene Verse schrieb, an

eine derartige Geschäftstreise gebacht. Denn schwerlich werden aus Geschäftstreisen besondere Gottes-Wunder sich ergeben.

Welche Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit können nun aber gar Wunder leisten aus der andern Welt, aus der neuen, aus Amerika; und zumal aus Süd-Amerika? Nord-Amerikas Wunder in „Feld und Wald und Strom und Feld“ würden allenfalls, insofern sie Menschen-Wunder sind, manchen Beitrag zu solcher Beförderung liefern können. Der Beschreibung z. B. eines der vielen hundert auf den Strömen dahinbrausenden Dampfschiffe, die auf ihren Verdecken complete Häuser tragen, würde sich gewiß manche gemeinnützige Seite abgewinnen lassen. Über Süd-Amerika, wo die Wunder der Menschen noch in ihrer Kindheit sind, Brasilien, wo gegen den granitinen Riesen des Küstengebirges von Rio de Janeiro alle Schöpfungen der Menschen als Pygmäenwerke erscheinen: wie sollte von daher Nutzen, und noch dazu gemeinnütziger Nutzen sich abwerfen? Allerdings würde sich dazu manche besondere Epoche eignen, wie die des vorjährigen Zuges nach Californien, wo die goldfürstigen Yankees Rio in ganzen Flotten anließen, die ihre Gummiböte und Gummihäuser wie in Taschenformat zusammengelegtes Papier bei sich führten. Solches gemeinnützigen Gummi-Institutes Beschreibung hier im Saal müßte in der That von herrlicher Wirkung sein, wenn sie hernach draußen auf der Haussfur practisch anschaulich gemacht würde durch Aufstellung eines solchen Exemplars; und die verehrten Glieder der Gesellschaft könnten sich dann, wie neulich bei dem selbstfahrenden Wagen, gemeinnützig amüstiren, indem sie das compendiöse Exemplar zu seinem beabsichtigten Haus- oder Boot-Format erweiterten.

Es ist fürwahr ein reinliches Gefühl, wenn man der verehrlichen Gesellschaft weder dieses noch irgend ein anderes unmittelbar gemeinnütziges Vergnügen gewähren und von nichts weiter erzählen kann, als von den Wundern Gottes in der weiten Welt, wie ihr Anblick Auge und Herz erquickt. Doch mag solche Erquickung, wenn zu irgend einer, so besonders zu unserer Zeit Noth thun, wo die Wünschelruthe menschlichen Geistes überall den Schoß der Erde gerührt und ein Heer von künstlich fabricirten Menschen-Wundern daraus entbunden hat, die Gottes Wunder immer mehr in den Hintergrund drängen, so daß man vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht. Und zu den Sorgen und Mühen, solch Heer zur Erweiterung des Geschäftstreibens in Pflicht und Dienst zu neh-

men, gesellt sich noch das Rechten und Räthen um Regiment und Verfassung, sowohl daheim im engen vater städtischen als draußen im weiten vaterländischen Kreise. Da bleibt es so viel Ernst und Denken und Grübeln, daß die Gegenwart oft recht unheimlich erscheint, unheimlicher noch die Zukunft droht.

Da mag es wohl erlaubt sein, in mittelbarer Gemeinnützigkeit den Blick der verehrten Gesellschaft auch einmal über den Ernst des nächsten Lebenskreises hinauszulenden zu einem der herrlichsten Gottes-Wunder auf Erden, zu der Bai von Rio de Janeiro und der Fischerei auf derselben. — —

„Sieh Neapel und stirb!“ Das Wort mag Recht haben, wenn hinzugeföhrt wird: „Sieh du aber stirbst, siehe dir Rio noch an.“ Denn bis zu den neuesten Zeiten herab ist solche Herrlichkeit wie Rio mit seiner Bai nicht weiter auf Erden erfunden worden. Vor etwa dritthalb Jahren kam die der verehrten Gesellschaft leider wohl bekannte dänische Kriegs-Corvette Galathea nach Rio, um von dort, nach mehrjähriger Reise um die Welt, nach Copenhagen zurückzukehren und dann unsre deutsche Elbe zu blockiren. Die darauf befindlichen Naturforscher zerstreuten sich, der eine hierhin, der andere dorthin, jeder an sein besonderes einzelnes Plätzchen, je nachdem er sich die beste Ausbeute für sein eigenthümliches Feld der Wissenschaft versprach. Jeder jagte, fing und sammelte nach Herzenslust, und bei der Abfahrt waren alle ganz entzückt über ihre Räuber, Vögel, Schmetterlinge und andere Creaturen. Einen Eindruck aber von dem großen Ganzen der Bai schienen sie nicht bekommen, auch den Wald vor Bäumen nicht gesehen zu haben. Anders der Schiffsprediger, Pastor Hansen aus Copenhagen. Schon bei seiner Einfahrt in die Bai, als sich das Meer hinter ihm zuschloß, hatte er vom Schiffe aus seine Blicke vom großen Ganzen der Bai und ihren kolossalen Umgebungen nicht wegwenden, sie auf nichts Einzelnen ruhen lassen können; so sehr sie auch durch die endlose Manigfaltigkeit ringsher gleichsam beängstigt und beunruhigt wurden. Als er zu mir kam, war er in nicht geringer Verlegenheit, was er mit solcher gewaltigen Größe um ihn her anfangen, was er zuerst in Ruhe genießen, zu welcher Einzelheit er dann weiter gehen solle u. s. w. Es sei ihm auf der ganzen Reise um die Welt nicht so gewesen als hier. Auf Borneo habe er ähnliches Gebirge, ähnliche Vegetation, ähnliches Meer gesehen; aber diese Bai, diese faszinierende Bai thue ihm

Eigenes an. Zu einiger Veruhigung gereichte es ihm, als ich ihm sagte, ich sei nun schon länger als vier Jahre am Ort, aber aus solcher Verlegenheit, solcher Besangenheit, einer solchen Natur gegenüber sei auch ich noch nicht herausgekommen; übrigens müsse er erst einmal die Bai von oben überblickt, das Ganze von einem Standpunkte außerhalb derselben aufgefaßt haben, um zu wissen, was man habe. Er folgte meinem Rath, reiste zur deutschen Colonie über die Bai in's Gebirge hinauf, und hatte nun vom walbbedeckten Kamme derselben aus, da wo die Straße aus dem Innern, aus der Gold- und Diamanten-Provinz Minas geraes, abzusteigen beginnt, die beiden Meere über einander zu seinen Füßen liegen, das Binnenmeer der Bai, ringsher von den granitenen Zinken und Zacken umschlossen, und draußen, über den Eingang der Bai hinausragend und außerdem rechts und links von demselben zwischen einigen Felsjochen sichtbar, das Meer des Oceans selbst. Als er zurückkam, rief er, noch trunken vom Anblick, aus, von Rio allein auf Erden gelte das Wort: „Sich's und dann stirb!“

Was nun in der Wirklichkeit so mächtig über Herz und Sinn erhaben ist, wie die Bai von Rio und ihre Umgebung, das wird, in Farben oder Worten zu einer Schilderei zusammengefaßt, keineswegs faßbarer in seiner großen Totalität. Vielmehr verliert es seinen Charakter des überwältigend Erhabenen, und wird, auch mit der größten Kunst ausgeführt, in einem gewissen Sinne immer Pfuscherei, statt Charakter Carricatur. Die verehrliche Gesellschaft erwarte daher keine eigentliche Schilderung der Bai. Nur einzelne Andeutungen über Lage, Maß, Umriss, Licht, Leben, bin ich zu geben im Stande.

Die ersten Ankommlinge hielten bekanntlich die Bai für die Mündung eines großen Flusses, und nannten sie daher Rio, und zwar — zu Ehren des heiligen Iauuaris, an dessen Tage sie die Entdeckung machten, — Rio de Janeiro, ein Name, der hernach auch auf die links hinter dem Eingange erbaute Stadt übergegangen ist. Die Verwechslung einer Bai mit einer Flussmündung war an dieser Stelle sehr natürlich. Auf der ganzen tausend Meilen langen Küstenstrecke vom Amazonen- bis zum Plata-Stroms keine einzige Mündung, die einen solchen Conntinent-Masse entsprechenden Strom hätte vermuthen lassen, als hier. Es war natürlich, hier, wo — zwischen jenen beiden Stromen etwa in der Mitte — ein großes Binnenwasser durch die enge Kluft des Küstengebirges in starker

Strömung hervordrang, einen dritten Fluß von ähnlicher Riesengröße, wie jene beiden, vorauszusehen. Bald freilich mußte sich die Unrichtigkeit dieser Voraussetzung zeigen. Denn allerdings erweitert sich die Küst landeinwärts zu einem mächtigen Fluß-Oval von 6 Meilen Breite und zieht sich weiter in's Innere hinein, ist aber dort in einer Tiefe von 8 Meilen gänzlich abgeschlossen: das Gebirge steigt dort zu einer Höhe von 6000 Fuß auf und bildet mit mehreren aus dem Innern kommenden Bergzügen einen gewaltigen Knoten, aus dessen landeinwärts abstürzenden Klüften die Quellen des nach Norden hin eilenden San Francesco entspringen und des nach Süden strömenden Paraná, dessen mächtige Mündung eben der Platastrom ist, beide Ströme in gewaltigem Bogen zusammen einen Lauf von mindestens tausend Meilen zurücklegend. Sonderbare Gesellen, diese beiderseitigen Stromquellen: sie haben's Meer so nahe, könnten so bald nach Hause kommen, so bald — den Gebirgsknoten durchbrechend — ihre kristallene Fluth in den Ocean der Bai von Rio de Janeiro gießen, aber nein, sie müssen erst wandern, weit durch Wald und Wildnis wandern, ehe sie zur Ruhe kommen. Und es war doch wahrlich nicht so schwer, den Knoten, der zwischen ihnen und der Bai gelagert ist, zu durchbrechen. Hant ihn doch, um zu zeigen, wie man's machen müsse, ein nach südamerikanischen Begriffen unbedeutender Küstenfluß von der Größe unserer Elbe, — freilich der Länge nach — durch, verschmäht es aber dann gleichfalls, seitwärts vollends bis zur Bai durchzubrechen und nach seinem Alexanderhiebe sich dorthinein zur Ruhe zu hetten, sondern läuft erst noch Tage lang an der inneren Seite des Küstengebirges entlang, immer parallel mit dem Ocean, wie ein neidisches Kind mit der wartenden winkenden Mutter spielend. — So hat in wunderbar genialer Weise einst an diesem Urgebirgs-Knoten der allmächtige Gott »das Wasser unter dem Himmel an besondern Orter sich sammeln“ lassen.

Es ist also das Binnen-Meer von Rio de Janeiro eine Bai, eine auf 6 Meilen Breite und 8 Meilen Tiefe von Felsen umschlossene herrliche Bai, die den Unkömmling recht eigentlich in ein Meer von Göttes-Wundern taucht. Was den ersten Entdeckern begegnete, daß sie hier den Himmel auf Erden, das felige Atlantis, das glückselige Eldorado, das verlorene Paradies wiedergefunden zu haben glaubten, das begegnet noch jetzt jedem ankommenden Fremden. Und namentlich aus Norddeutschland, wenn wir so aus den flach in's Meer sich ausgleichenden Elbufern.

hinausgefahren sind, wird es bei unsrer Ankunft wunderbar zu Muthe. All die liebe alte Kindheit wacht in uns auf mit all ihren goldenen Märchen und heiligen Geschichten. Was der unerschöpfliche Mund der alten Kindermagd uns einst erzählte, was sie vor unsren staunenden Blick, vor dem die Wände der Kinderstube zu einer Welt von Wundern auseinander wichen, in angelegenlichster Redseligkeit hinauberte, der klare See, in welchem die Nixen ihr Wesen treiben und unten zwischen blinkendem Ge-stein verwunschen Fische spazieren gehen; die schwimmenden Schlosser, in denen die Mohrenkönige wohnen, und bunte Gondeln fahren ab und zu mit Dienern und Vasallen; die prächtigen Schiffe, auf denen der junge Kaiser seine Lustfahrten hält und die weit über's Meer gekommene Königstochter als seine Braut heimführt; die bezauberten Bergwälder mit ihren goldenen Schlangen und Bäumen, die silberne Blätter und goldene Früchte tragen; hoch darüber hinausschauend die endlosen Reihen der versteinerten Riesenköpfer mit ihren furchterlichen Nasen und weit aufklaffenden Mäulern: alles das, und was wir aus dem ernsten Munde der Mutter hörten, wie die Gedern, wenn der Herr in Eden ging; sich neigten; wie die Palmen, wenn er unter ihnen wandelte, ihre Häupter wiegten; wie bei seinem Odem, wenn er durch die Blätter fäuselte, aus Stamm und Nesten buntes, üppiges Blumengewirr in liebgebrennendem Glühen hervordrang; alles das sehen wir erstaunt zur Wirklichkeit geworden. Und daß nichts am Zauber der Kindheit fehle, so schreitet das Colossale der Felsen und Wälder umher eben so sehr über alles Maß hinaus, als die niedlichen Schloss- und Gondel-Geschichten unter dem Maß, in zierlichem Miniatu-  
tur bleiben. Die Reinheit der Luft, die endlose Klarheit des Aethers unter dem Tropen-Himmel ist es, die solchen Zauber spielt. Keine Felsreihe ist zu weit entfernt: wir können jede Kuppe, die an ihr hervorragt, auf's Deutlichste unterscheiden. Selbst in der weitesten Tiefe der Bai können wir unten an der Waldwand die einzelnen in verschiedenfarbigster Blüthe stehenden Bäume in den klarsten Umrissen erkennen. Jeder Faulthierbaum mit seinen großen silbergrauen phantastisch gebauten Blättern tritt in scharfer Bestimmtheit aus dem übrigen Gewirr hervor; und hätten wir nur ein entsprechendes Fernrohr zur Hand, wir würden das Thier selbst, und auf seinem Rücken die ganze kleine Familie daran hängen sehen. Alles ist in reizender Miniatur so nahe gebracht, daß wir's mit Händen greifen zu können meinen. Es erscheint Alles wie auf einer Fläche, und

wir dünken uns vor der Fernsicht eines altdeutschen Malers zu stehen, die jeden Gegenstand klar und leck abrundet und herausstellt, so daß selbst — wie auf dem Bilde in unsrer Greveraden-Capelle — der Hahn vor dem Hause mit hellen Augen uns anblickt. An den Kriegsschiffen, deren immer von allen Nationen im unvergleichlichen Hafen liegen, können wir aus weitester Ferne nicht nur, ob es Linienschiff, Fregatte, Corvette, sondern auch an der taschentuchgroß erscheinenden Flagge die Nation genau erkennen, ja die Kanonen zählen, die wie Knabenspielzeug erscheinen. Santa Cruz, Lage und San Joao, die drei in silbergrauem Granit leuchtenden Forts am und im Eingange der Bai sehen aus wie Schlösser von Ivergen erbaut, lassen aber jede Schleifcharte unterthinden. Die stattlichen Klöster auf den aus dem Häusergewirr der Stadt hervorragenden Hügeln scheinen Kinderpavillons zu sein, mit einer Menge kleiner niedlicher Fensterchen besetzt. Die reizend auf den Felsvorsprüngen der Stadt gelegenen Kirchen leuchten wie sauber gearbeitete Gypsmodelle. — Allerdings trägt zu solcher Miniatur-Erscheinung der Contrast der großen Natur bei; denn diese erscheint, auch in der weitesten Ferne gesehen, gleich groß. Selbst die in einer Entfernung von acht Meilen gesehenen großen Schlüß-Felsen der Bai behaupten, da sie dort zu 6000 Fuß aufsteigen, ihren erhabenen Charakter.

Kreilich scheint ein Felsenkreis von 6000 Fuß Höhe kaum etwas Imposantes sein zu können. Erhebt sich doch selbst das mitteldeutsche Gebirge hier und da bis zu solcher Höhe. Während aber bei uns das Aufsteigen vom Meer nur allmälig geschieht, von Hügeln und Hochflächen angebahnt wird, drängt sich dort das Meer der Bai bis hart an den inneren Saum des Felsenkreises hinein, so daß die fast überall senkrecht und unmittelbar aus dem Ocean aufsteigenden Wände allerdings als höchst imposant auftreten.

Eine andere Eigenhümlichkeit ist die seltsame Verküstung des Felsenkreises, in deren Folge die Wände mit einer Menge von Klippen gekrönt sind, die in phantastischen Gestalten hervorragen, bald wie Thürme, bald wie Hörner, hier wie Schnäbel, dort wie Orgelpfeifen, welche letztere Gruppe deshalb auch das „Orgelgebirge“ genannt wird. Eigentlich verdient jeder dieser seltsam gestalteten Felsen seine eigene Benennung, und wir Deutsche, wenn wir das Land hätten, würden längst das ganze Heer mit entsprechenden Namen belegt haben. Der Brasilianer aber küm-

mert sich so wenig um seine große Natur, daß er z. B. wenn er sich ein Landhaus baut, vor allen Dingen erst die herrlichen Waldbäume auf seinem ganzen Grundstück umhaut und dann auf kahler Fläche seinen Garten anlegt nach holländischem Geschmack in zahllosen abenteuerlich zugeschnittenen Duodezbeeten, die er mit kleinem, von Muscheln überkleidetem und mit arabischen Schnörkeln behörntem Mauerwerk einfäst, ein eben so winziger als widerlicher Erfolg für den herrlichen Wald. Die phantastischen Felsgegenden um ihn her kümmern ihn nicht, und wenn er ja einmal zur Bezeichnung einer ihm täglich auf der Nase liegenden Klippe gezwungen wird, so geschieht die Benennung in einer eben so trivialen als unpassenden Weise. So heißt eine der Pfeifen in der Riesenorgel der „Damenfinger“, obwohl besagter Finger bei all seiner Obelisken-Schlankheit doch unten an der Wurzel eine Viertelmeile im Umfang haben mag. Doch das möchte als scherhaft Hyperbel noch angehen. Aber der tausend Schuh hoch am Eingang der Bai aus dem Wasser hervorragende Fuß des Riesen heißt in merkantilischer Prosa der „Zuckerbroden“, und die phantastisch gekrönte Klippe, die den Scheitel des Riesen bildet, in platter Schiffer- sprache der „Mastkorb“. Des Riesen Nase, diese herrliche granitne Nase, die er zweitausend Fuß hoch über den Ocean hinaussteckt, heißt der „Puckel“, die reizend neben so benämter Nase liegende Neben-Bai „Mach Feuer“, und der Rand einer andern in unglücklicher historischer Erinnerung der „islamische Rand“. Eine gewisse Straße heißt „Schlacht den Gaul“, und eine andere „Schlacht die Sau“ — Die indischen Namen sind mit den Indianern selbst-spurlos verschwunden. Nur wenige noch haben sich — zur Verkündung des verschollenen Sprachwohlaus — erhalten. So heißt eine der Feuermacherbucht gegenüberliegende andere Nebenbai die „Turujuba“, und eine herrlich im Westen der Bai thronende, jeden Abend von der Glorie der hinter ihr untergehenden Sonne umstrahlte Felsenkrone noch jetzt die „Tijuka“, die der Brasilianer in „Papageienschnabel“ unzutauen vergeblich sich abmüht. Von den Bergströmen der Bai haben ihre indischen Namen noch behalten der Inhomirim, Iguacu, Imbuacu, die Miriti, Siriri, Serapuhi, Iinga und einige andere. Die Bedeutung dieser Namen ist freilich verloren gegangen, doch muß sie sinnvoll und poetisch gewesen sein. Wenigstens nannte sich der Stamm selbst, der die Bai von Rio umwohnte, der Stamm der Tupi, d. i. Kinder des Donners oder des Allvaters, eine Namen-Beilegung, über welche der brasiliianische Chronist

sich nicht wenig ärgert, indem er sagt, der Stamm habe sich „por barbara vaidade, in roher Eitelkeit“ so genannt. — Wahrlieb, wenn man sieht, wie der großen Natur immer mehr Leid und Unbill geschieht, wie die Wälder immer höher hinauf an den Bergen niedergebrannt werden und den steifen Kaffeepflanzungen Platz machen, und man dann an die frühere, herrliche schweigende Wildnis denkt, so muß man, wie Schiller über die Götter Griechenlands, über den untergegangenen Donnergott und seine erschlagenen Kinder tief im Herzen trauern.

Die herrlichste Eigenthümlichkeit aber des Felsenkreises im Hintergrunde der Bai liegt in der Ursache der Berklüftung, in der Menge der kurzen Bergströme, die sich rings von allen Seiten in die Bai hinabstürzen. Wohl nirgend auf der ganzen weiten Welt mag eine ähnliche Erscheinung sich finden, daß von einem Gebirge, welches seine Abdachung landeinwärts hat, landauswärts aber zur höchsten Höhe sich erhebt und dann plötzlich jählings zur Bai hinunter abstürzt, — daß von einem solchen Gebirge gleichwohl ein unermesslicher Wasser-Reichtum sich in die Bai ergießt. Die Ursache davon liegt in der das ganze Jahr hindurch gleich feucht-warmen Atmosphäre, die um das Gebirge und auf und an demselben einen Walbwuchs von 150, und mit Einschluß der Palmen von 200 Fuß Höhe erzeugt, von den Wurzeln bis zu den äußersten Spitzen der Bäume der ganze Wald voll von den verschiedenartigsten Vegetations-Schichten, eine mit der andern durchschnürt und verbunden durch das Tau-gewirr der eigenthümlich südamerikanischen Schlingpflanzen. Myriaden durstender Blätter-Kehlen schlürfen in dieser Waldvegetation die Feuchtigkeit der Atmosphäre ein und sezen dann unten in den Boden einen Niederschlag von Wasser ab, dessen Reichtum sich dem Wanderer auf der steilen Höhe der Bergstraße donnernd verkündet in dem Brausen der zahllosen, oft hundert Fuß hohen Wasserfälle im tief eingerissenen und jählings abschließenden Thalgeklüft. Zwischen je zwei Thalklüften springt immer eine Reihe von Strebepfeilern abwärts zur Bai hinunter, die die Masse des Gebirgsknotens gegen das Wasser abstoßen und oft weit hinaus noch einmal aus der Oberfläche auftauchen als einzelne Felsen-Inseln. Für solchen abspringenden Zug von Zinken und Zacken hat denn die Landessprache auch einmal einen höchst bezeichnenden Ausdruck. Serra (Säge) nennt sie ihn, und in der That sieht nichts ihm ähnlicher, als eine schräg liegende Riesenäge mit ungleich hervorragenden Zähnen.

Es kann nun keinen schöneren Anblick geben, als diese rings am Hintergrunde der Bai neben einander lagernden Thal- und Höhen-Züge aus der Ferne im Abendlicht betrachtet. Während unten die Nacht schon über dem Walde ruht, steigen die Seitenwände in den wunderbarsten goldvioletten Tinten empor, und hoch oben glühen die Zinken und Zacken noch rosig im Abendlicht und werfen ihre phantastischen Schlagschatten über die Thalschlucht hinüber auf die gegenüber liegende Seitenwand und diese wiederum die Schatten ihrer Zacken auf die goldvioletten Tinten der folgenden, und so weiter fort im Kreise um die Bai herum. Man glaubt, das Auge träume, wenn man's so mit ansieht. Zu beschreiben ist es nicht und eben so wenig zu malen. Prinz Adalbert von Preußen hat es in dem leider nur zu Handen von Staatspersonen gekommenen Druck-Manuscript seiner Reise versucht: das colorirte Titelblatt des Kupfer-Ablasses stellt in solcher Abendbeleuchtung ein wohlbekanntes Gebirgsstück aus dem Niesen an der Küste dar. Es ist ein herrliches Blatt, die Farben so warm glühend, daß ich, als ich's sah, für übertrieben hielt. Als ich aber am Abend mit einem Freunde den Standpunkt der Aufnahme ersteigten hatte, überzeugten wir uns, daß alles noch tief unter der Wahrheit geblieben, daß namentlich das so unendlich warme Nachglühen des Bodenkalklichtes bei weitem nicht erreicht, oder aber auch als unerreichbar verschmäht war.

So viel der Andeutungen über Lage, Maß, Umriss und Licht der Bai von Rio de Janeiro. Es möge mir, ehe ich mit Andeutungen des Lebens auf derselben schließe, vergönnt sein, die verehrliche Gesellschaft einen näheren Blick in den Hintergrund der Bai thun lassen.

Zur Fahrt dorthin bedienen wir uns am geeigneten einer Faluah. Reizendere Binnenwasser-Fahrzeuge als diese Faluahs kann man sich nicht denken. Vorn und hinten scharf auslaufend und mit zwei hochgespitzten lateinischen Segeln versehen, tanzen sie, an Schnelligkeit oft Dampfschiffe überbietend, wie nackende Naiaden dahin über die Wellen, die sich an der vorderen Steuerbordseite lustig zerschellen und dann in Schaumflocken in's Schifflein hineinschlagen, oft die vorn sitzende Neger-Mannschaft mit reicher Salzflut überschüttend. Die hintere Hälfte des Fahrzeuges ist mit einem soliden Schirmdach überbaut und an den Seiten mit Vorhängen so dicht versehen, daß es sich drinnen auch bei glühender Hitze oder unruhigem Wetter ganz traulich sitzt und schwagt. Nachts werden auf Boden und Seitenbänke Esteinen (dickc weiche Matten) gebreitet, und darauf ruhend

fährt man träumend über die mondbeglänzte Bai in die wundersamen Ufer der stillen Flüsse hinein, so daß man beim Erwachen die Vorhänge aufschlagend noch fortzuträumen meint. Nene Wunder sind hier, auf den stillen Flüssen, vor unsfern Augen aufgethan. Alles, die ganze Bai mit all ihren großen Umgebungen ist verschwunden. Zu beiden Seiten des träge dahinschleichenden Flusses eine unübersehbare Wildnis stämmigen Buschholzes, am Rande von schneeweissen, äußerst elegant gebauten Wasserlilien und anderem see-vegetabilischen Wirrwarr eingefaßt, landeinwärts hie und da von einem werdenden Walde überragt. Todtentstille weit und breit, kein Vogel singt oder zwitschert, selbst der draußen Tag und Nacht weit über die Bai hinausschallende Gesang der Cicaden ist hier verstummt: eine Ruhe und ein Schweigen ohne Gleichen. Ein Wunderwerk eigenhümlichster Art haben hier die aus den Thalschluchten des Gebirges dahergebrausten und im Niveau der Bai zur Ruhe gebetteten Bergströme vor Alters schaffen helfen, ein Werk, das jetzt bereits am Fuße fast des ganzen Felsenkreises entlang sich ausdehnt. Auf die von ihnen fortgeschwemmte und draußen an ihren Mündungen abgelagerte fette vegetabilische Walderde hat sich nämlich der Manglebusch hingepflanzt, ein wunderlicher Gesell, der aus den Blattwinkeln des unteren Baumstammes fadenartige Luftwurzeln hervortreibt, die, dicker und länger werdend, sich weiter hinaus in den Schlamm ein senken und neue Manglebüschte treiben, dergestalt, daß jeder Stamm, mit seinen weit weggespreizten Blattwurzeln einem großen umgestürzten Küchenquirl gleich, zwischen diesen Quirlzacken die von oben immer auf's Neue zuschwimmende Erde und den draußen von der Bai hinangespülten Schlamm begierig festhält, so daß der Buschwald, Wurzeln schließend, Pflanzen treibend, und immer neues Terrain für seine Sprößlinge gewinnend, immer weiter in die Bai hinausmarschiert. Es ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein wandelnder Wald, von solcher Ausdehnung, daß er bereits mehrere der vom Gebirge abgesprungenen Felseninseln mit einander verbunden hat und daß die vor Alters gar nicht hier vorhandenen stillen Flüsse sich jetzt schon Stunden lang durch ihn in den launigsten Krümmungen hindurch schlängeln. Und nun, welch' Leben und Bewegen zwischen den Quirlzangen auf dem fetten Schlamm! In geheimnisvoller Stille schaffend scheint hier die Natur an Regen und Bewegen haben ersehen wollen, was sie an Schall und Laut entzogen hat. Zur Zeit der Ebbe, so weit der Blick von der Faluah aus unten die Ufer durch die Quirle hindurch zu übersehen vermag, ein endloses rastlos durch einander wirren-

des Feuermeer. Taschenkrebs sind es, die hier ihr Wesen treiben, mit Schilden roth wie glühende Kohlen und Beinwerk gelb wie lodernde Flammen. Wie das durch einander wogt, wie das rastlos sich auf Seiten- sprünge wirft, wie das rückwärts durch einander hinchafft, ein Reactions- Ball ohne Gleichen auf Erden! Aber nun wird plötzlich die Gesellschaft unser blendendes Segel gewahr. Augenblicklich sind tanzend Terzerolen auf uns angelegt: die Schrängan mit dem Auge daran sind es, die sie auf uns richten. Wenn sie uns aber recht auf's Kern genommen und eben loszudrücken Lust haben, da rauscht und raschelt Alles in wilder Flucht durch einander, und im Nu ist der ganze Spuk in die Löcher und Höhlen zwischen den Quirlstangen verschwunden. Todtentstille wieder. Da arbeitet aber sofort was Neues durch den Schlamm. Hochbeinige, dünn- halsige, lang schnäbelige Wasserhühner sind's, die spornstreichs vom Ufer, wo sie, uns unbemerkt, auf der Lauer standen, ins Quirldickicht hineinstolzen. Und von ihrem Gequatschel wiederum aufgeschreckt, recken reizende kleine Silberreicher ihren Hals sammt langem Schnabel-Anhang empor, und wie wir eben die lieblichen Creaturen näher in Augenschein nehmen wollen, da stoßen sie à tempo mit den langen Beinen ab, schwingen das leichte Gefieder und schwieben leisen Fluges über den Buschwald hinweg. Da wird auch wohl ein junger Alligator mit mach und quatschelt, kaum sichtbar, hinter dem Gequirl davon. Oder es schallt von weitem aus dem Dickicht das Prasseln und Brechen des Stangenholzes zu uns herüber, durch welches ein aufgescheuchter Tapier stürmt. — So gehts weiter und weiter den stillen Fluss hinauf. Alles steht und starrt voll von schweigenden Gottes-Wundern. In den letzten Jahren aber, seitdem das Menschen- Wunder des Dampffschiffes die Spiegelfläche der stillen Flüsse gefelt, nehmen auch die Gottes-Wunder ab. Alles flieht die keine Grenze kennenden Menschenkinder; und selbst der Manglewald, dem die geräderten Wellen nicht einmal den mühsam errungenen Schlamm mehr gönnen, scheint keine Lust am Fortschritt mehr zu haben.

Gern möchte ich nun die verehrliche Gesellschaft in der Falluah den Fluss vollends hinauf und dann zu Lande über compact gewordenes Hügel- Terrain weiter bis an den Fuß der Serra führen, in das kühle, schaurige Waldthal hinein, wo die herrlichen Katarakten blizzend in Waldesdunkel auffschäumen, die glühenden Orchideen von allen Seiten her aus der Dämmerung aufsteuchten, der prächtige Atlas-Falter langsam Fluges am

erquiekenden Wasserstand hinschwebt, mit jeder Luftströmung andere aromatische Blüthendüfte vorüberwallen, und was dergleichen Wunder mehr sind im segentrieffenden tropischen Waldbthal. Gern auch führte ich die verehrliche Gesellschaft unter einen schützenden Vorsprung an der Felswand und ließe sie von dort aus das gewaltige Himmelsdrama eines über der Bai sich entladenden tropischen Gewitters schauen. Aber die Stunde drängt, und kaum wage ich noch schlechtlich etwas Fischerei als Andeutung des auf der Bai vorgehenden Lebens nachzubringen. Ich wage es um so bedenklicher, da — ich gestehe es — eigensüchtige Liebhaberei dabei im Spiele ist, insofern als ich selbst mich zuweilen am Fischen betheilige. Die verehrliche Gesellschaft möge solcher Liebhaberei, und daß ich von ihr zum Schlus noch rede, verzeihen: sie wird selbige begreiflich finden, wenn ich sie mit dem gesegneten Terrain in der Kürze bekannt mache.

Nicht darf uns über den Fischreichthum der Bai weder der hohe Marktpreis der feineren Sorten täuschen, noch der oft eintretende gänzliche Mangel, der zuweilen so empfindlich ist, daß selbst „die heiligen Vorschriften der Religion“ ihm weichen müssen und der Bischof von Rio de Janeiro genöthigt ist, für die gesamte Fastenzeit allgemeine Fleisch-Indulgenzen zu ertheilen. Der Mangel ist nicht an Fischen, sondern an Fischern, sie zu fangen. Wenn schon bei uns, so ist noch mehr unter der Gluth des tropischen Himmels der Fischfang ein beschwerliches Geschäft. Schwere Arbeit aber liebt nun einmal der Brasilianer nicht. Er zieht den mühe-losen Gewinn vor, wie Glück und Kunst ihn geben. Allerdings ist der Fischfang überaus lohnend, lohnender aber noch das Geschäft, zu welchem er vorbereitet, das Geschäft des Menschenfischens. Hat sich daher ein freier junger Mulatte einige Zeit an dem Fischen in Führung seiner Canoa eingetübt, so fährt er hinaus an die Küste und hilft dort frisch von Afrika gekommene Neger löschchen, eine Branche des Sclavenhandels, die wie alle übrigen einen ungeheuren, zu der Bemühung in gar keinem Verhältniß stehenden Gewinn abwirft. Kommen viele Neger an, so ist die Fischerei verlassen, der Preis der Fische steigt in demselben Grade, wie der Preis der Menschen sinkt, und der Bischof hat Fleisch-Indulgenzen zu ertheilen.

Solche eigenthümlich brasilianische Geschäft-Conjuncturen dürfen uns also über den Fischbestand nicht täuschen. Die Bai ist unerschöpflich reich an den schmackhaftesten See-Artikeln jeglicher Art. Am Lande führt alles Gestein voll von den delicatesten Austern, deren roher Genuss jedoch dem

Brasilianer eine porcaria ist. Dann folgt weiter abwärts der Kreis fleischreicher Riesenkrebs, schmackhafter Taschenkrebs und seiner Krabben, letztere an Fleischgehalt oft unsern Flusskrebsen gleichkommend. Dann das Reich der Barsch-, Sandart-, Karanschen-, Murenen-, Schlei und ander- artigen Mittelfische; der felsamen Gestalten der Klump-, Stern-, Stein-, Tinten-, Horn-, Schwerdt-, Leier-Fische nicht zu gedenken, die dort gleich- falls ihr Wesen treiben. In der Tiefe der Bai dann die Hecht-, Lachs-, Stöhr-, Karpfen-, Zungen-, Scholl-, Rochen- und sonstigen groß- artigen Fische, von Haifischen, Hammerhaien, Delphinen, Meerschweinen und andern Meer- Ungetümern untermischt. Darüber überall in Scharen sich drängend das ganze Jahr hindurch der Haring, die tägliche Speise der Neger; und in engen verschwiegenen Felsbuchten riesenhafte Schildkröten, gewaltige Lachsforellen, armdicke Nas-Arten und dergleichen Gourmandien mehr. Der Reichthum ist so groß, daß die hechtartigen beim Aufspringen zuweilen in die Fähnbole hineinfallen, ja den Darenfischen zu beidersei- tiger Bestürzung ins Gesicht stürzen.

Die von Seiten der Menschen mangelnde Concurrenz, sich solcher Fülle zu bemächtigen, wird nun aber anderweitig reichlich erlebt. Außer der auf unterseischem Markte dem Auge sich entziehenden Concurrenz der Hechte, Haie, Rochen und anderer Grossisten kommen unter den zahl- reichen überseischen Concurrenten besonders vier Arten ihres lebhaften Geschäfts-Verkehrs wegen in Betracht, deren eine dem Reich der Säugetiere, die anderen dem Reiche der Vogel angehören. Sie treiben's sämmt- lich nicht en gros, wie jene Matadore in der Tiefe, sondern nehmen als beschiedene Detaillisten mit dem kleinen Gewinn der Härtinge fürsleb, sezen aber dafür ihre Waare desto häufiger um, und stehen sich dabei nicht minder gut. Besonders zeichnet sich durch Wohlbeleibtheit das Meerschwein aus, das, aus dem Wasser radschlagend und die heiße Lunge mit gewalti- gem Pfauchen von dem dampfenden Athem entladend, überall nach Beute sich umherwälzt. Nicht minder corpulent — freilich nur in Vogel-For- mat — ist die Fettmöwe, deren gewichtige Fonds ihr den Vorzug gestatten, sich aus hoher Luft tief unter's Wasser zu stürzen, von wo sie dann, ihre Beute im Schnabel, wieder auftaucht, den Fang in den Schlund hinab- zwängt, und sich dann, vermöge ihrer kurzen, vom Wasser nicht gehaltenen Schwingen wieder emporarbeitet. Nebenbei treibt sie auch bloße Spedi- tionsgeschäfte, freilich wider ihren Willen, nur weil die Chancen je zuweilen

es so mit sich bringen. Denn wenn sie eben, die Beute im Schlunde, sich zur Höhe emporgearbeitet hat und nun mit raschem Flügelschlage weiter eilen will, bringt nicht selten eine Raubmöwe, deren Schwingen jeden direkten Verkehr mit dem Markte verbieten, auf sie ein, und bearbeitet sie und ihren Schlund mit Schnabel und Fängen so lange, bis sie — ohne die geringste Provision davon zu haben — die Beute wieder von sich giebt, die dann im Falle von der Raubmöwe erschnappt wird. Sie kann's indessen verschmerzen, denn das Arbeiten im eigenen Geschäft schlägt ihr so gut zu Buch, daß sie oft vor Überladung nicht weiter kann, und sich erschöpft auf einen Felsen sezen muß, wo sie dann mit leichter Mühe von den Fischern ergriffen wird. — Der vierte Concurrent ist ein herrlicher Fregattvogel, schlanken Leibes, mit schmalen, von einer Spize zur anderen 10 bis 12 Fuß langen Schwingen, gestrecktem Hakenschnabel und gedehntem Gabelschwanz. Er hat einen stolz schwelbenden Kriegerkranzflug, benimmt sich aber beim Geschäft äußerst linkisch. Da er nämlich, wenn er — der Fettmöwe gleich — in's Wasser hinunterschießen würde, sich vermöge seiner langen Schwingen nicht wieder würde herausarbeiten können, so ist er genötigt, in einem weiten Bogen aus der Höhe herab über die Beute hinzuschweben, um sie so en passant mit dem Hakenschnabel herans zu langen. Aber sein kurzer Hals will auch so noch nicht zu reichen. Er muß sich daher, über die Beute gekommen, zu einem eignethümlichen equilibristischen Kunststück bequemen: er wippt mit dem Schwanz nach unten, bringt sich dadurch — Kopfunter — in senkrechte Schwebé, langt zu, wippt wieder nach oben, und schwiebt dann, die Beute im Schnabel, horizontal weiter, den Bogen aufwärts fortsetzend. Dieses, den herrlich schwelbenden Flug plötzlich unterbrechende Aufklippen des langen mageren Gesellen macht sich überaus komisch, und kein Neger kann den „langen Hans“ — wie er ihn nennt, sein Kunststück machen sehen, ohne in unwillkürlicher kindischer Theilnahme das Kopfnicken nachzumachen.

Alle vier Concurrenten und die Menschenkinder dazu sah ich einmal von der auf Ponta do Gajú, einem weit in die Bai hinausragenden Felseneiland, gelegenen Gartenterasse in Massen vereint ihr Wesen treiben. Von zwei stattlichen Canoas aus hatten unten an der Terrasse Fischer mit Hülfe ihrer Neger einen so ungeheuren Zug von Häringen in ihrem Netz geschlossen, daß die Masse der Gefangenen sich nicht etwa bloß durch das gewöhnliche dunkle Flossen-Gefräusel an der Oberfläche fandgab, sondern

daß sie wie Mondgesimmen förmlich auf die Oberfläche empor gebrängt wurden. Natürlich war an ein Zusammenziehen des Nebes nicht zu denken. Die Fischer waren genötigt, es wieder zu öffnen und eine Portion zu entlassen. Die Flüchtlinge stürmten in die Weite, lockten nun aber eine ganze Heerde von Meerschweinen herbei, die, in gewaltigem Pelotonfeuer aufsauzend, der Quelle zu radschlagten und von allen Seiten her das Neß attaquirten. Die Fischer hatten nichts angelegentlicheres zu thun, als ihr Neß zu retten, indem sie mit den Rüdern an die Canoas und, als dies nichts half, auf die Bestien selbst loszuschlugen. Unterdessen ward die herausquellende Häring-Schaar von krächzend herbeieilenden Fetzmöwen vorgenommen, und plumps, plumps stürzte sich der Hanse hinein, während schon die Raubmöwen von allen Seiten aufpaßten, jeder seinen Mann auf's Korn nehmend. Ueber den Inhalt des Nebes selbst aber hielt ein stolzer Zug von langen Hansen seinen grandios-komischen Bogenflug. Die ganze lebensvolle Scene ward von dem rostigen Schein der Morgensonne beleuchtet, die eben über den Eingang der Bai aus dem Ocean aufgestiegen war; und ich wußte nicht, ob ich meine Augen mehr an den malerischen Stellungen der arbeitenden Neger in den Canoas oder an dem bunten Wirrwarr um sie her weiden sollte. Alles löste sich hernach zu allseitigem Wohlgesallen auf: jeder Concurrent hatte seinen reichlichen Anteil bekommen, und auch wir kauften von den Fischern und hatten zum zweiten Frühstück frisch nach vaterländischer Art geräucherte Rücklinge, eine seltene Erscheinung dort zu Lande, wo auch der harmlose Pickelhäring — weil roh — zur porcaria gehört.

Die verehrliche Gesellschaft wird bei solchem Reichthum und so lebensvoller Concurrenz die Lust begreiflich finden, daß man auch einmal auf die herrliche Bai hinausfahren und mit den wundersamen Creaturen in der blauen Tiefe nähere Bekanntschaft machen möchte. Oft zog ich daher am Vorabende eines katholischen Festtages, wo Alles ohne Unterschied der Nation und Confession sich der Freude hingiebt, nach Ponta do Cajú hinaus, von wo dann am andern Morgen früh, noch bei dunkler Nacht, die Expedition vor sich ging, der sich außer uns Deutschen gewöhnlich auch ein liebenswürdiger Engländer anschloß, ein leidenschaftlicher Angel-Liebhaber, der schon in Schottland und Norwegen die Kunst getrieben und sich als Mitarbeiter an einem Journal für Angler einen Namen in England gemacht hatte. Vor der Absfahrt ward gewöhnlich eine Tasse heißen

schwarzen Kaffees genommen, denn so warm die Nacht selbst ist, so schauert sie doch in geisterhaftem Ringen mit der ersten aus dem Ocean aufsteigenden Dämmerung fast zusammen, und seltsam schneidende Luftströmungen ziehen hin und her auf der stillen Wasserfläche. Wenn Alles wohl verpackt, Frühstücks- und Flaschen-Korb unter die Ruderbänke gestaudet, das Fischergeräth in Ordnung gelegt und der weitauchige Korb mit engem Halse zur Aufnahme der Beute hinten am Bord befestigt ist, geht es schweigend hinaus, landeinwärts auf die Höhe der Bal. Keiner aus der Gesellschaft wagt plaudernd die heilige Festrühe der Nacht zu stören, und selbst die Neger vorn im Boot schlagen nur sanft und leise die Ruder ein. Wenn die Höhe erreicht und die Sonne im Anzuge ist, was dann durch die blichenden Feuerschlünde von allen Wacht- und Kriegsschiffen donnernd verkündet und von den Thürmen aller Kirchen und Kapellen aus der fernen Stadt und den nahen Inseln festlich läutend begrüßt wird, so erhebt sich Senhor Antonio, der Fischer, ruft gravitätisch den Negern sein „para!“ (Halt!) zu, und senkt, ein segnendes Kreuz schlagend, den Stein, an welchem die Espinhela befestigt ist, in die Tiefe. Die Espinhela, das Haupt-Angelgeräth, ist eine lange starke Grundschnur, die mit 600 bis 800 Haken, jeber mit einem Häringstück versehen, befekt und durch schwere Grundsteine, deren Lage durch Baken bezeichnet wird, in mehrere Abtheilungen getheilt ist. Ist der erste Grundstein eingesenkt und die Baken darauf ausgeworfen, so rudern die Neger langsam weiter, während Sr. Antonio die Schnur aus der Hand in die Tiefe gleiten lässt, bis auf den letzten Grundstein. Wenn so die ganze Schnur gelegt ist, was etwa eine halbe Stunde dauert, so rudern die Neger im Bogen zur ersten Baken zurück, so schnell als möglich, damit der dort gemachte Fang sich nicht wieder losreisse. Dort angekommen, ergreift Sr. Antonio die Baken und präsentirt sie mit Grandezza, den Hut in der andern Hand, Einem aus der Gesellschaft zum Aufziehen, während die Neger sich anschicken, das Aufziehen in gleichem Tempo hinaufrudernd zu begleiten. So wie man nun den Grundstein vom Boden aufhebt, zuckt oder zieht oder zerrt oder stürmt es im Arm, je nach der Größe der zuerst an der Abtheilung gefangenen Individuen, und man möchte nun gleich die ganze Sippshaft über Bord ziehen; aber mit einem angelegenlichsten „devagar, devagar Senhor!“ (sachte, sachte, mein Herr) verweist Sr. Antonio zur nothwendigen Ruhe und Selbstbeherrschung. Das ist nicht leicht; denn je näher der Stein der

Oberfläche kommt, desto höher steigt die schräge Schnur und an ihr das wundersamste Gethier aus der Tiefe heraus. Jetzt nähert sich der Stein dem Bord, mächtiger wird das Zucken und Zerren, schwieriger die Selbstbeherrschung, denn deutlicher tritt Gestalt und Farbenpracht der oben sitzenden Gefangenen aus der Bläue hervor. Jetzt ist der Stein über Bord, und kaum vermag man die Schnur noch zu halten vor Reißen und Stürmen. Sr. Antonio vermuthet was Großes und legt sich den Hakenspeer zur Hand, um auf alle Fälle gerüstet zu sein. Jetzt schwebt langsam lavirend ein graciöser junger Hai heraus, in seinem einfachen Meergrau kaum von der Fluth um ihn her zu unterscheiden; jetzt ein gepriesener Leckerbissen, eine Scherne, düsteren und melancholischen Ansehens, etwa wie unser Schlei; jetzt gleichfalls nicht zu verachten, unserem großen Seebarsch ähnlich, ein Corrorokko, mit bitterbös gespreizten Stachelflossen; jetzt eine Badejetta, ein Fisch wie ein Vogel, grün und gelb changirend, sogar mit zornig aufgeblasenem Kropf unten an der Kehle. Sr. Antonio wirft ihn vom Haken nicht gleich, wie die andern, in den Korb, sondern zur Belustigung der Gesellschaft erst ins Boot, auf dessen glattem Boden er laut knurrend hin- und hersürmt, halb Dieselb, halb Jenem gegen das Bein fahrend; jetzt glänzt aus der Tiefe — unserer Karausche ähnlich — eine Vermelha heraus, der ganze Leib so golbig roth und die Flossen so scharlach glühend, daß die blaue Fluth um sie her vom Wiederschein in violetter Glorie strahlt; jetzt die Krone aller Fischgourmandie, eine gewaltige, unserm Karpfen nicht unähnliche Garopa. Sr. Antonio stürzt an's Bord, und daß sie mit ihrer Wucht die Schnur nicht zerreiffe, greift er sie mit beiden Händen beim Schopf, schleudert die heftig Wüerstrebende geschickt und kräftig in's Boot hinein, und — unser ist der König des Fischzugs! Jetzt aber — o Wunder! — ein Schmetterling im tiefen Nass, ein prachtvoller flatternder Schmetterling, schöner, als je einer die Wälder durchzog, die Flügel zinnoberroth mit goldenen Puncten und eingefaßt von einem breiten Rande im brennendsten Indigo-Blau, der Leib kastanienbraun, mit filbernen Sternen besät: jetzt ist er im Boot, es ist ein Fisch, ein wirklicher Fisch; aber ach, kaum liegt er auf dem Boden, so verglühnen die Farben und er wird unscheinbar wie der Corrorokko. Die folgenden Haken sind leer, aber darunter stürmt es gewaltig. Sr. Antonio ergreift den Hakenspeer, und jetzt treten die Umrissse einer dunkel im Grunde hin- und herfahrenden Erdscholle hervor. Ein gewaltiger Rochen ist's mit

seinen dickfleischigen Flügeln und compactem Kopf schwanz, an dessen Wurzel die furchtbaren Waffen der giftigen Hornspitzen drohend hervorragen. Kaum ist die Schnur aufzubringen, aber er muß daher, und wie eben erst die eine Flügelspitze über's Wasser hinausschlägt, hat ihn auch schon Sr. Antonio harpunirt und in's Boot hineingeschleppt, wo er, nachdem ihm die Giftzacken ausgebrochen sind, sein Quartier unter dem Bugspriet nehmen muß, da der Korb für ihn zu klein ist. Jetzt tauchen die seltsamsten Gestalten auf — — — doch genug und wohl schon zu viel für die nachsichtige Geduld der verehrlichen Gesellschaft. Nur dies eine zur Beruhigung, daß die Haken bei allen Gefangenen gleich vorn an der Kiefer eingeschlagen seien, das Vergnügen also kein grausames zu nennen ist.

Die Espinhela wird wiederholt ausgelegt, bis die Gluth der höher steigenden Sonne das Verweilen auf der Höhe der spiegelglatten Bai unmöglich macht. Man begiebt sich dann, nachdem man die Espinhela in einer wenig tiefen Nebenbucht ausgeworfen, auf die Frühstücks-Retirade zum nächsten schönsten Insel-Vorsprunge, legt das Boot in eine Felsen-Nische, springt vom Bord auf die Platte, breitet das Frühstück unter einen überhängenden Baum aus, der mit seinen dichten Orchideen hänglichen Schatten gewährt, und liegt nun da, mit gesundem Appetit schmausend, mit freudigem Blick auf die Gottes-Wunder rings um die Bai her ausschauend und von der lieben fernen Heimath schwatzend, von welcher her grüßend der herrliche Ocean seine Wogen rollt, die in langen, auf der Höhe der Bai gar nicht bemerkbar gewesenen Bügen auf und ab wallend, unser Felsenufer küssen, zum Zeichen und Unterpfand, daß der Ocean uns einst wohlbehalten wieder hinüber werde wiegen in die traute Heimath.

Unsern Engländer aber leidet's nicht lange in der trägen Ruhe. Nachdem er mit einem Portwein nach Bedürfniß sich gestärkt, greift er zu seiner Handangel, sucht sich die weitest hinausragende Felsplatte aus, tritt hin und beginnt manch' erklecklichen Fang zu thun, wobei er jedesmal, wenn's heißt, am Rück und Zug die Art des Fisches fühlt und im voraus ansagt, wie sich irrend. Bald folgen wir alle seinem Beispiel, treten aber nicht so kühn vor, sondern bescheiden uns mit den krystallhellen Becken in den Nischen des Gesteins, ob wir nicht aus den Höhlen der überhängenden Felsen eine Mal- oder Forellen-Art mit unsern Krabben herauslocken können. Der Engländer, dem „das kleine Zeug“ auf die Dauer langwellig wird,

klettert hinunter in die Fluth, bringt weiter vor, steigt wieder hinunter, so daß er endlich bis an die Brust im Wasser steht, seelenvergnügt, daß er nun recht weit nach größerem Fangen ausholen kann. Es glückt ihm: ein großer Fisch geht mit der Schnur davon. „Eine Linguade!“ (Junge) ruft er entzückt, sieht nach, läßt unten die Feder schnappen, das Rad klirrt ab, aber die Linguade will nicht wenden, sondern geht ihres Weges immer gerade aus: und plötzlich ist der Engländer von seiner unterseelischen Terrasse in die Tiefe verschwunden: „halb zog sie ihn, halb sank er hin, und ward nicht mehr gesehn.“ Wir stürzen erschrocken hin, da taucht er aber, das Haar wie ein Meergott triefend, wieder zu seiner Terrasse auf und ruft: „Gott sieh mir bei! wo ist meine Linguade?“ Sie wird ihm von den Negern, die sie vom Boot aus an der treibenden Angel ergriffen haben, gebracht, und im Anschauen des wohl sechspfündigen Leckerbissens versunken, ruft er, gar nicht mehr an den Unfall denkend, aus: „welch' glücklicher Fang!“

Unterdessen hat der gütige Ocean uns die kühlende Seebrise herein gesendet. In gerader Querlinie über die Bai heranschreitend, bringt das dunkelblaue Wellengekrüsel zu uns herüber, so daß wir jetzt in der frischen bewegten Luft die Heimkehr antreten können. Die Espinhela, voll von kleineren lustig gestalteten Gesellen zum Jubel der daheim auf unsere Rückkehr wartenden Kinder, wird aufgezogen, das Segel aufgehißt, und so geht's fröhlich zurück nach Ponta do Caju, wo schon brasilianische Gesellschaft in Menge unser und unserer willkommenen Fasten-Delicatessen harret und bald der Fischreichthum, mit Austern, Oliven, Krabben und anderm Zubehör auf's mannigfaltigste zubereitet, auf wohlbesetzter Mittagstafel prangt und von den Rechtgläubigen in majorem Dei gloriam verzehrt wird.



### III.

## Meine erste Reise nach der deutschen Colonie Petropolis.

„Bleibe im Lande und nähre dich redlich.“

**W**enn man von Rio aus den Blick über die weite bei hinüber-schweisen lässt zu den fernen Bergen, da wird er von einem herrlichen Thal gefesselt, das sich links von den Granitwänden des Orgelgebirges und rechts von den Felspitzen der Serra da Estrella hinaufzieht auf den Kamm der Wasserscheide, welche die majestätische Salzfluth der Bai von den neckischen Wellen der Parahyba trennt. Mit innigem Begegen-hetet sich der Blick, nachdem er wie furchtsam von der rechts und links starrenden Wildniß sich abgewendet, auf die noch in sieben Meilen weiter Entfernung deutlich erkennbare stolze Bergstraße, die sich in jenem Thale — hier neben gigantischen Felsen, dort neben strohendem Urwald — hin-anwindet zur stolzen Höhe, und endlich hinter den ersten Zinken des Orgelgebirges verschwindet. Deutscher Fleiß hat diese Straße gebaut, ein Napoleonisches Alpenwerk, die einzige Fahrstraße, die aus dem Felskessel der Bai in's Innere Brasiliens, zunächst nach der Gold- und Diamanten-Provinz Minas, führt.

Oben am Kämme des Gebirges, etwa eine halbe Stunde abwärts an den auf der andern Seite hinunterrauschenden Waldbächen der Parahyba liegt die deutsche Colonie Petropolis. Der eine Tagereise weite

Weg dahin, über die Bai, die Ebene und auf's Gebirge hinauf, ist so eigenthümlich schön und mit so eigenthümlicher Staffage ausgestattet, daß es mich gelüstet, dem lieben deutschen Leser eine Vorstellung davon zu geben, ich aber die unendliche Fülle von Herrlichkeiten nicht anders in Rahmen zu fassen weiß, als indem ich meine erste Reise dahin erzähle, wie ich dieselbe im Jahre 1845 auf Veranlassung der brasiliianischen Regierung unternahm, die mich ersucht hatte, bis zur Amtstellung eines aus Deutschland zu berufenden Geistlichen oben auf der Colonie je zuweilen zu vikariren. Ich werde bei Beschreibung dieser Reise auch Gelegenheit finden, auf die ersten Schicksale unsrer ausgewanderten Landsleute zu kommen, so weit ich dieselben aus eigner Anschauung kennen gelernt habe und mich ihrer mit Hülfe meines Tagebuches erinnern. So traurig sie großen Theils sind, so mag ich sie gleichwohl — als Beiträge zur Geschichte der Auswanderung — dem Leser nicht vorenthalten.

Mit welchen Gefühlen ich gegen den Mittag des 27. August aufbrach, kann sich jeder Amtsbruder in der Heimath vorstellen, der, nachdem ihn sein mühseliger Beruf zwei Jahre lang ununterbrochen an seinem Wohnort gefesselt hielt, nun endlich einmal in's Weite hinauskann über Berg und Thal, an Wald und See. Oft hatten ihn, wenn er einmal auf ein Stündchen aus dem Stadtthor oder über die Dorfmark hinaus sich wagen durfte, die fernen blauen Hügel gewinkt, oft ihre frischen Lüfte als lockende Boten ihm zugesendet: immer aber mußte er, ernst und versagend das Haupt schüttelnd, umkehren, den Handwerksburschen beneidend, der leichten Fußes und Herzens an ihm vorüberzog in die weite Gotteswelt hinaus. Nun ist endlich auch an ihn einmal die Reihe gekommen: schon die letzten Tage wurde es dem alteingeschönten Berufsmenschen ungewöhnlich jung im Herzen, es wurden wach darin die Erinnerungen an die frische fröhliche Wandzeit des Burschenlebens, es prahlirten darin in den buntesten Variationen die Eichen dorf'schen Klänge: „Wem Gott will rechte Kunst erweisen, den schickt er in die weite Welt“: und endlich, endlich geht's hinaus!

So war mir's, als ich durch die engen Straßen der Stadt an's Ufer der Bai hinunterschritt zur Faluah, die mich hinüber zu den blauen Bergen tragen sollte. So war mir's; nur noch froher und freier. Denn die Last des Berufs war je länger je größer geworden: seit Anfang des Jahres hatte ich eine Freischule für die armen Kinder meiner Gemeinde

ingerichtet, an der ich alleiniger Schulmeister war, und seit Johanni die Seel- und außerweitige Sorge für die in den Landungsdepositen liegenden armen Auswanderer übernommen. Da war mir's wie dem Vogel im Käfig, der die Thür offen sieht, als ich nach langen Kreuz- und Querzügen endlich die rua do San Pedro hinabstieß und unten an der offenen Straße die frische Bai, weithin bis zu den fernen Bergen, vor mir liegen sah. Schon ragten unten auch die Wimpel der Faluhens hervor, und rascher wollte ich eilen. Aber das Gedränge der mit Waaren aller Art beladenen Neger wurde immer dichter, je näher ich der praya dos Mineiros kam. Alles strömte dem herrlichen Kai zu, an dessen granitenen Treppe die Wogen der Bai langsam Takte auf und niederbrausten, als ob sie's nicht erwarten könnten, die Erzeugnisse europäischen Gewerbsleibes dem Innern des Landes zuzuführen. Endlich hatte ich das Ufer erreicht und trat nun freieren Muthes auf die Terrasse hinaus. Sofort wollte ich unter der Menge von Faluhens, die an den drei offenen Seiten der Terrasse dicht gedrängt neben einander lagen, die meinige aufsuchen; aber die Bai, die herrliche Bai zog meine Blicke mit zauberischer Gewalt in's Weite hinaus. Rechts die gewaltigen Kriegsschiffe aller Nationen und darüber hervorragend die nahen Fels spitzen vom Eingange der Bai; links der Mastenwald des mercantillischen Hafens, vom Kriegshafen getrennt durch die ilha das cobrás, an deren Felsen gestade die Brandung zischend und schäumend aufquoll; und über beide, über Insel und Mastenwald hinaus die blauen Blitzen und Zacken des fernen Orgelgebirges in der Tiefe der Bai, das Ziel zwei Jahre langer Sehnsucht, jetzt, ach jetzt endlich erreichbar! Der freudetrunkene Blick konnte gar nicht loskommen von den winkenden grüßenden Gipfeln.

„Aber hier, Senhor Padre, hier ist Ihre Faluah! und Ihre Kiste ist auch schon hier!“ rief mich plötzlich aus meinen Träumen die Stimme eines Faluhensführers wach, der da meinte, ich könne mein Fahrzeug nicht finden. Ich blickte hin: da stand die schwarze Kiste mit den Heiligenge räthen wohlverwahrt unter dem Dach einer Faluah, und der dienstfertige Führer eilte nach vorn, mir die Hand zum Einsteigen entgegenstreckend. Ich sah nach dem Wimpel: o Wonne, er begann sich zu regen: die Seesbrise war aus dem Ocean im Anzuge; gleich, gleich mußte es vorwärts gehen, und eilig stieg ich ein.

Kaum hatte ich mir's unter dem schattenden Dach der Faluah bequem gemacht, als die Wimpel lustig zu flattern begannen, und nun erhob

sich ein Tosen und Treiben zur Abfahrt, daß selbst die Brandung der Wogen übertönt wurde. Immer lauter durcheinander wirrte das Rufen der reisigen Mineiros nach ihren noch fehlenden Waaren, immer lebhafter sahnen die beladenen Neger sich von den Straßen her in Trab, immer ungebärdiger mahnten die Führer zur Abfahrt: und endlich lösten die ersten Fahrzeuge sich aus dem dichten Kranze heraus, hissten die Segel auf, und fort ging es. Endlich kam auch an uns die Reihe, nachdem noch ein Mineiro und ein Fazendeiro eingestiegen waren mit einiger schwarzer Bedienung, die vorn bei den Rübernegern Platz nehmen mußte.

Langsam — denn die Corcovadokette hinter der Stadt fing uns den Wind auf — langsam ging's auf den Kauffahrerhafen zu und durch die riesigen Schiffe hindurch. Kaum aber waren die Faluhen, die eine hier die andere dort, durch die Dreimaster hindurchgeschwelt und in's Freie gekommen, als sie in kokettirendem Tanz sich auf die Seite legten, vorn die Fluth emporgeworfen und in lustigem Wettkauf davon eilten. Auf der Höhe der Ponta do Caju trennten sie sich nach dem innern Halbkreise der Bai in divergirenden Radien, die eine hierhin die andere dortherin, dieser und jener Fluhmündung zu. Das Gros hielt sich jedoch zu uns, nur waren sämmtliche Fahrzeuge uns säumenden voraus und gewannen, da wir schwerer beladen waren, immer größeren ferneren Vorsprung, so daß wir bald für uns allein dahintanzten.

Bis dahin hatten die reizenden Fahrzeuge meine Aufmerksamkeit gefesselt, jetzt aber, da sie fort waren, wandte ich die Blicke rückwärts: welch' herrlicher Anblick! Die stolze Stadt mit ihren sieben Hügeln, hinten von der zweitausend Fuß hohen Corcovadokette überragt und vorn von dem doppelten Walde der Kriegs- und Handelsschiffe bekränzt, lag in einer Herrlichkeit vor mir da, wie ich nie, in ihren Straßen umherziehend, geahndet hatte. Ich konnte meine Blicke gar nicht wieder loskriegen, und erst als der Führer hinten am Steuer, der, des Anblicks täglich gewohnt, mein unverwandtes Hinstarren nicht begreifen mochte und der Meinung war, ich stüdire an der fernen Signalstange auf dem Castellberge nach den drausen in Sicht befindlichen Schiffen, — — erst als er artig belehrend sich zu mir wandte mit der Weisung: „s ist ein Dampfschiff, was hereinkommt,“ erst da erwachte ich, aber nur um auf's Neue in anderweitiges Staunen zu versinken. Denn kann hatte ich dem guten Manne eben so verbindlich als ärgerlich gedankt, als meine Blicke von der Stadt links ab nach dem

Gingange der Bai hinstreiften. Welch' neuer majestatischer Anblick! Unsre Faluah war in die Mitte der durch die große ilha do Governador abgesonderten Borderbai gekommen und tanzte gerade am fernen Bai-Eingange vorüber. Da lag nun draußen der liebe große gütige Ocean, links und rechts von den phantastisch gestalteten Felsenriesen umschlungen, seine herrlichen langgestreckten Wogen in gewaltigem Grüßen hereinwälzend und unser Fahrzeug mit seinem lebensfrischen Odem befügeln; — und draußen, ganz draußen die ilha raza mit ihrem weißglänzenden Leuchthurm, und um sie her — hier näher dort ferner — die Menge der aus- und einsegelnden Schiffe, die der Ocean alle so liebend hielt und trug: ich war auch hier wieder festgesetzt mit meinen Blicken. Da tönte plötzlich zu dem bisherigen Sologesange der Fluthen vorn am Kiel der Grundbäf einer zweiten Wogenstimme in mein Ohr. Ich wandte mich um, und siehe, ein neues Wunder! Die Faluah hatte sich der ilha do Governador genähert und fuhr eben an ihrem Felsenufer entlang; und eben dies Felsenufer war es, das der Grundbäf der atlantischen Wogen mit so erschütterndem Vortrage ansang. Und es verdiente es auch. Der liebe Leser wird aus eigener Erfahrung wissen, daß eben so eigenthümlich schön, wie eine Landfahrt am Wasser, eine Wassersfahrt am Lande ist, — durch den wundersamen Contrast des ewig Starren mit dem ewig Beweglichen. Nun aber dieses Land, dieses leuchtende Felsengesäude der ilha do Governador, von diesen grün brennenden Wogen des Oceans geliebtest! Hatte er doch in seiner stürmischen Umarmung all' den grünen Pflanzenschmelz, den Mutter Natur auf die Felsen gestreut, abgestreift. Aber sie war auch zu schön, die herrliche Insel! Gleich von da an, bis wohinauf das Wogenpiel drang, Welch' eine Vegetation von Palmen, Mangen, Tamarinden und sonstigen Laubbäumen, Schling- und Schmarotzerpflanzen, Bananen, Aloen und Farrenkraut — bis hinauf zu den äußersten Gipfeln. Da war doch kein Plätzchen, kein Abhang leer! Und wo nichts haften konnte, an den senkrechten, glatten Granitwänden, selbst da noch Vegetation, und nicht etwa eine verkümmerte vermückerte, nein, die der mächtigsten, kraft- und fastvollsten Gattusknäppel. Und das nahm kein Ende, wurde immer noch schöner, immer wilder, immer menschenspurloser, je weiter wir die Stadt hinter uns liegen lassen an der Insel entlangtanzten. Ich tränkte mich so in diese Wildniß hinein, daß ich, als das Gestade zu einer Bucht landeinwärts zurücksprang und hinten aus der Tiefe der Bucht Rauch aufwirbelte,

in gänzlicher Vergessenheit meiner europäisch civilisirten Umgebung, den Faluhensführer fragte, ob da etwa Indianer, wilde Caboclos oder so dergleichen hausten. Erst das seltsame Lächeln, mit welchem der Mann sein „qual Caboclos!“ begleitete, brachte mich zur Besinnung, und mit vollkommen europäisch geneigter Aufmerksamkeit hörte ich seiner Auseinandersetzung über die Ursache des Rauches zu, daß der Herrühre von einem Kalkofen hinten im Grunde der Bai; da man hier zu Lande keinen Kalkstein habe, so müsse man sich mit Seemuscheln helfen, die nur an den sanft abhängenden Ufern solcher tief versteckten Nebenbächen ausgeworfen würden u. s. w.

Unter diesen Mittheilungen, die auf das interessirte Nachfragen meines Mineiro und Fazendeiro in die Länge und Breite ausgesponnen wurden, waren wir an der Nebenbucht vorüber gekommen und schickten uns an, die Nordostspitze der ilha do Governador zu umfahren und dann den Curs nordwestlich zu nehmen zur Mündung des Flusses Inhomirim hinüber, der den größten Theil seiner Wasser den Bergen von der Colonie Petropolis verdankt. Wir fuhren wieder dicht an der herrlichen Felseninsel entlang. Wilder noch und üppiger die Vegetation, und bis auf den Spiegel der Bai herab sich senkend, da hier der Wellenschlag des Oceans ein Ende hat. In aller Ruhe konnte hier das Auge an den prachtvollen Orchideen sich weiden, die in den verschiedensten Farben, aber immer in dem eigenhümlichen Farbenschmelz der Kolibri's glühend, aus der Nacht des Dickichts hervorleuchteten. Endlich war die Spitze der Insel erreicht; der Führer mahnte die Neger zur bereiten Hülfe, und im Fluge ging's zwischen dem senkrechten Eckfelsen der ilha und einer kleinen Nebeninsel hindurch, so daß ich kaum Zeit hatte, auf die stattliche Coenspalmen-Schonung zu achten, die sich auf der Nebeninsel hinter dem Hause des dortigen Plantagenbesitzers befand. Schon im Vorauß hatte mich der Fazendeiro auf diese Schonung aufmerksam gemacht, und er war jetzt, als wir die enge Straße hindurch waren, nicht wenig erstaunt, daß ich so gar im mindesten nicht davon erbaut war. Als Pflanzer, der nur auf den Nutzen sieht, möchte er Recht haben; aber mich dauernden die herrlichen Urwaldsbäume, die unter den Palmen weggehauen waren. Alle Schönheit war nun dahin. Nackt und kahl und sonnenverbrannt war jetzt der Boden, der sonst vom dufstigen Maß des Urwaldes getriest hatte. Aus dem öden trocknen Boden ragten jetzt die Palmen in trauriger Monotonie langstielig

neben einander herbor, während sie sonst, mit ihren Häuptern über dem Walb thronend, als die rechten eigentlichen Königinnen desselben erschienen waren. Der Anblick einer oder einiger einzelner Palmen hat immer, namentlich in Treibhäusern, etwas Einsames, Trostloses, Verlassenes. An den Urwald reisen muß wer ihre Majestät bewundern will.

Weit und frei dehnte sich jetzt, als wir die Straße durchfahren hatten, die Bai vor uns aus, aber nicht so weit als ich erwartet hatte. Von der Stadt aus gesehen erscheint der Wasserspiegel bis unmittelbar zu den Felswänden der Serra ausgedehnt auf eine Weite von 6 bis 9 deutsche Meilen. Dritthalb Meilen erst waren es bis zu dieser Spitze der ilha do Governador, und von hier aus bis zum Ufer drüben konnten wir kaum noch anderthalb Meilen übrig haben, im Ganzen also nur 5 Meilen. Da fiel mir aber ein, daß ja die Erde rund sei, daß daher das flache Ufer, das sich jetzt drüben vor unsren Blicken ausdehnte, von der Stadt aus nicht gesehen werden könne, sondern am Fuß der Serra versinke. Jetzt aber war es hervorgestiegen, das wundersame Mangle-Ufer, wie ein schmales blau-grüner duftiger Streifen, und darüber hervorragend die jetzt doppelt hoch erscheinende Serra mit all' ihren Klüften und Wasserabstürzen. Ich konnte es nicht erwarten, in den Fluß hineinzufahren: die Galuah ließ mir immer noch nicht schnell genug. Aber es waren noch anderthalb Meilen zurück zulegen und ich mußte in Geduld mich fassen. Den Blick auf die herrliche Serra gehestet, verkürzte ich mir daher die Zeit durch Plaudereien mit meinen beiden Reisegesährten.

Erst sah ich mir — auf Kosten der Serra — den Mineiro in seiner malerischen Nationaltracht ein wenig näher an. Zwar hatte ich schon oft diese Reisigen aus der Provinz Minas, wenn sie so, weit, weit hergekommen, auf ihren Maulthieren zur Stadt einritten, mit angesehen; aber jetzt Einen in so unmittelbarer Nähe zu haben und noch dazu Einen von so ausgezeichneter Schönheit, das war doch der Mühe werth einmal näher hinzusehen. Der breitkrämpige nachlässig gebogene graue Filzhut, mit allerlei Schnüren und Troddeln versehen, und die rohledernen weiten faltigen Stiefeln, mit gewaltigen Radsporen ausgerüstet, erinnerten etwas an unsere weiland deutschen Landsknechte. Besonders malerisch aber nahm sich der Ponscho aus, der bunt gestreifte Nationalmantel, dessen weiter faltiger Zipfel von dem nachlässig auf der Bank Ruhenden über die Schulter geschlagen war. Die übrige Kleidung war fein, und reich mit goldenen

Knöpfen verziert, wie ich denn schon aus beiläufig aufgefangenen Neuerungen, die er an dem Fazendeiro richtete, bemerkte, daß er Diamanten und Goldstaub nach Rio gebracht habe und jetzt zu seiner Maultiertröpa, die im Flughafenort Porta da Estrella auf ihn warte, mit Manufaktur-Waaren nach Hause zurück wolle. Malerischer aber noch und poetischer als der Mann selbst und seine Kleidung waren seine Mineiro-Reisebilder, die er jetzt, auch zu mir gewandt, in der originellsten Weise von der Welt auskrampfte. Da lag der gewaltige San Francesco mit seinen wilden Nebenstüßen, seinen Catarakten und Abgründen vor unsren Blicken da, und die Tropas zogen an ihm tief unten aus der Provinz heraus, um — nach 40tägiger Reise — Rio, die Stadt der europäischen Wunder, zu schauen. Und nun so viele kleine, eben so reizende als originelle, Neben-Bilderchen: bald das eines Mineiro-Knaben, der den von der Heimath auf mehrere Monate scheibenden Vater auf seinem Maultier eine Tagesstrecke weit begleitet; bald das einer Mineiro-Braut, die von ihrem Liebsten Abschied nimmt unter heißen Thränen, weil sie fürchtet, daß er über den Herrlichkeiten der Kaiserstadt ihrer vergessen werde; bald das Bild eines Heiligenfestes am kleinen Heimathsort, wo von weit, weit her die zerstreut wohnenden Pflanzersfamilien zusammen kommen, — und andere Bilderchen mehr, mit deren Aufzählung ich jedoch den Leser zu langweilen fürchte und mich daher lieber zu dem andern Reisegesäfthten, dem Fazendeiro, wende.

Der hatte seine Pflanzung jenseits Petropolis, weiter hinunter an der Piambuna, und da lag es mir natürlich nahe, zu fragen, was er von der neuen Anlage halte.

Da er mich und meine Beziehungen zur Colonie nicht kannte, so rückte er offen mit seinen Ansichten heraus. Wozu diese Colonie? meinte er. Das sehe er ein und lehre ja auch die Erfahrung, daß nur Deutsche zu Colonisten taugten. Aber wozu überhaupt Colonisten für Brasilien? Entweder kämen sie, um als freie Anbauer vom Boden Besitz zu nehmen, oder um als weiße Sklaven fremdes Eigenthum zu bearbeiten. In jenem Falle wo solle der Grund und Boden herkommen, da von Don Joao Sesto das Territorium der ganzen Provinz bereits an die mit ihm herüber gekommenen Abentheurer — ohne Aussicht auf Urbarmachung — verschlendert sei? Und von diesen oder ihren Familien Stücke in zweiter Hand zu kaufen, dazu fehle es ja den armen Auswanderern an Geld. Denn der Ankauf sei theuer; es sei nicht so wie in Nordamerika. Und gesetzt,

ste hätten Gelbes genug, und kämen zu freiem Grundbesitz, und bearbeiteten ihn mit ihren und der Ihrigen eignen fleißigen Händen: wie könnten da die Sklaven-Pflanzer bei dem hohen Preis der Neger die Concurrenz mit ihnen aushalten? Wie unmöglich das sei, das sehe man schon an der 20,000 Seelen starken Colonie San Leopoldo in Rio grande do Sul, für welche ganze Provinz bereits alles Zug- und Reit-Vieh von den Deutschen in San Leopoldo gezüchtet werde und das baare Geld aus den brasiliischen immer mehr in deutsche Hände komme. — Gegen den andern Fall, daß die Deutschen als weiße Sklaven fremdes Eigenthum bearbeiteten, habe er nichts einzuwenden. Vielmehr wünsche er selbst seine Pflanzung mit deutschen Händen zu betreiben, weil dabei ungleich mehr herauskomme. Aber solche weiße Sklaverei könne doch auf die Länge nicht angehen. Wenn die schwarze, die man bald für gar kein Geld mehr werde haben können, durch die weiße verdrängt sei, würden diese Deutschen sich gar bald als die Herren des Landes gerüten, dem Grundbesitzer eine Concession nach der andern abringen und die Verhältnisse zuletzt gänzlich umkehren. Seine Majestät gebe ein sehr gefährliches Beispiel, daß er jetzt seinen schönen Grundbesitz von Petropolis mit weißen Sklaven besiege.

Hier that ich Einspruch, indem ich bemerkte, daß hier nicht von Sklaven die Rede sei. Seine Majestät parcellire den Grundbesitz, gebe jeder Familie unentgeltlich ihr Theil und erhebe erst nach einer Reihe von Jahren eine ganz unbedeutende Erbpacht.

Da sah der Mann ironisch mich an, maß mich stolz mit seinen Blicken und fuhr fort: „Ja, ja, ich merke, der Herr ist selbst ein Deutscher. Meist der Herr vielleicht nach Petropolis?“

Ich bejahte das.

„Wohl, fuhr er fort, da wird der Herr sich selbst überzeugen, wie es steht. Wo sollen denn die dritthalb bis drei Tausend Auswanderer da oben als freie Grundbesitzer Platz finden? Ein kleines Gärtchen bekommt Jeder, wo er sich höchstens ein Paar Schweine satt machen kann. Seinen Lebensunterhalt muß er sich erßlaven durch Tagelohn, durch Bauen des kaiserlichen Pallastes und der neuen Bergstraße. Und sind diese Bauten fertig, so kommt eine Herrschaft nach der andern von Rio herauf, kauft 5 bis 10 Gärtchen um einen Spottpreis von den nichts mehr Habenden zusammen zum Bau von Landhäusern und jagt die Betrogenen, wenn die Häuser durch ihr Tagelöhner fertig sind, in's Glend. Da soll der Herr

dann mal die Noth der armen Vagabondirenden im Lande mit ansehen! Das wird noch ganz anders werden als mit den alten Major Schäfer-schen Soldaten. Denn die trieben und treiben für sich allein umher. Hier aber hat Jeder Weib und Kind mit sich."

Ich wandte ein, daß es wohl so schlimm nicht werden würde. Allerdings sei statt der ursprünglich mit dem Antwerpener Hause bedungenen 800 Colonisten die dreifache Anzahl gekommen, aber das sei eben Schuld jenes Hauses, das sein Mandat überschritten habe.

Da lächelte mein Mann verschmitzt und sagte: Das Haus Dellerue habe gethan was es gesollt. Nur zum Schein mache man jetzt einen Prozeß gegen dasselbe anhängig.

Ich staunte.

„Ja, ja, fuhr er fort, der Herr ist fremd und ein Deutscher. Hier zu Lande versteht man sich auf derlei Sachen. Seine Majestät weiß davon nichts. Aber die Administrativbeamten, obenan der deutsche Intendant der Colonie, die sind Schuld an dem ganzen Glend.“

Auf meine Bemerkung, daß man's dann zu Seiner Majestät Ohren bringen müsse, erwiederte er schließlich, daß auch das nichts helfen werde. Es sei ja jeder Auswanderer seine Passage schuldig: die müsse erst abgearbeitet werden. Und da der Intendant sowohl die Niedrigkeit des Lagerlohns als die Höhe der von ihm im Monopol gelieferten Lebensmittel bestimme, so werde er seine Landsleute schon so lange als Eklaven festzuhalten wissen, bis sie das Ihrige gethan hätten und dann reif seien, in's Glend entlassen zu werden.

Wir näherten uns jetzt der Mündung des Isthomerium. Deutlich konnte ich im Hintergrunde über der weiten Moor-Niederung sein steiles Felsenbett erkennen und an der linken Seite die im Bau begriffene Straße sich hinanziehen sehen in's Gebirge. Sehnsüchtiger noch blickte ich hinüber. Denn wenn ich auch Vieles von den Mithellungen des Fazendeiro für Uebertreibungen seiner materiellen Besorgnisse halten konnte: etwas mußte doch wohl daran sein. Dieses Etwas in seinem Maß und Grade zu erfahren und dann das Glend, wo nicht abwenden, so doch mindern zu können, das gab meiner Sehnsucht Flügel zu dem näher und näher rückenden Thal hinauf.

Aber o Jammer, je näher wir dem Ufer kamen, desto langsammer segelte die Faluah. Ich schob dies erst auf meine Ungebuld; bald aber sah ich,

dass hinten am Steuer brauner Moorgrund sich aufwöhle. Hier schon war es also, wo die Natur ihre geheimen Vorarbeiten begann zu der vom Ufer aus mit Hülfe des Manglegebüsches vorschreitenden Festlandsbildung, wovon ich in meiner zweiten Mittheilung (Die Bai von Rio u. s. w. Seite 27 bis 46) Melbung that. Die ganze weite Strecke zu beiden Seiten der Faluah bis zum Ufer hin war bis drei Fuß unter der Wasseroberfläche bereits mit jenem fetten vegetabilischen Schlamm angefüllt, in den die Luftwurzeln des Manglestrauches vom Ufer aus sich ein senken zu den neuen Strauchbildungen des wandernden Waldes. Der Anblick dieser geheimnisvollen wunderbaren Naturbildung söhnte mich einigermaßen mit der langsameren Fahrt aus. Auch fesselte mein Auge jetzt ein neuer Gegenstand. Rechts von der Mündung des Flusses erhoben sich mitten aus dem Schlammufer hervor seltsam gestaltete nackte Felsblöcke, denen ich's sofort ansah, dass sie noch vor nicht gar langer Zeit Klippen in freier Bai gewesen waren, von den Wellen glatt und rund gewaschen. Die höchste trug in einer Laterne verschlossen das Leuchtfeuer, den nächtlichen Schifferrn ein orientirendes Signal auf der gefährlichen seichten Wasserfläche. Auf andern Klippen daneben stand das Wirthshaus des Senhor Villoso, das ich aus der Ferne für ein weisses Segel gehalten hatte. — Plötzlich rückte die Fahrt wieder rascher vor, da wir die Tiefe der Flußausströmung erreicht hatten, und im Fluge waren wir in der Mündung selbst, legten unsre Faluah an's Vollwerk vor dem Wirthshause und stiegen aus auf die Terrasse, um hineinzutreten zum willkommenen Mittagsmahl.

Sämmtliche uns vorausgeelte Faluhen lagen bereits am Vollwerk, und zu ihnen hatten sich noch mehrere von oben herabgekommene Fahrzeuge gesellt, die Fluth abwärtend, um dann besser über die seichte Rhede hinauskommen zu können. Eine ganze Flottille lag hier beisammen. Die Nudet-Meger saßen schmausend in den Fahrzeugen bei ihren Calebassen, aus denen sie die Carna-secca-Stücke unmittelbar mit der Hand herauslangten, nachdem sie dieselben vermittelst der Finger mit der Fatinha und den schwarzen Bohnen umklebt hatten zu einem Kloß, den sie dann behäglich in den Mund hineinschoben und dabei dem Kaischasse (Junger Rum, aus dem Absall des Zuckerrohrs destillirt) fleißig zusprachen. Die Führer saßen drinnen im Hause, und schon an's Ufer schallte mir die munterste Unterhaltung bei Gesang und Spiel entgegen. Ich trat mit meinen beiden Reisegefährten in einen großen Saal, durch dessen ringsum geöffnete

Fenster die Seebrise erquickend hindurchstrich, und dessen ziegelfstelnerner Fußboden die Kühlung noch vermehrte. An den Wänden standen Tische, mit reinlichen Servietten gedeckt, besetzt mit hellen Karaffen, die mit Port- und Lissabon-Wein angefüllt waren und fortwährend zu Federmanns beliebigem Gebrauch stehen blieben. Anderweitiges Couvert wurde für jeden Gast, der essen wollte, einzeln aufgelegt. In angelegenlichster Unterhaltung, die mit dem lebhaftesten Hand- und Mienenspiel begleitet wurde, saßen auf Stühlen oder lagen auf Bänken und Matten die Gäste gruppenweise in den malerischsten Stellungen und Drappirungen beisammen. Nur wenn Dieser oder Jener seine Githa ergriff, stockte die Unterhaltung, und Alles horchte mit Lust den kleinen allerliebsten National-Modinen. Einzelne schritten auch wohl rebend auf und ab, oder gingen ab und zu, nach den Faluhen zu sehen. Es war die bunte Schiffahrts-Pause, die man sich nur denken kann. Ich zog mich, um das Ganze besser und unbehobachtet übersehen zu können, in eins der offenen Fenster zurück. Da brauchen aber! Welch' ein Contrast zu dem bunten Treiben im Saal! Die weithin zu den 6000 Fuß hohen Granitwänden der Serra ausgedehnte Waldmoorfläche, von keinem menschlichen Fuß je betreten, und unser Haus voll Lebenswirrwarr mitten darin, ruhend auf Klippen, die noch unlängst das unwirthbare Meer umbraust hatte. Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte, ob nach außen oder innen, versank aber nach ungewissem Hin- und Herblicken zuletzt doch im Anschauen der schweigenden Wildnis.

Da klopste mir mein Mneiro auf die Schulter, freundlich zum Essen mich mahnend, da es bald weiter gehe, den Fluß hinauf.

Mit dem Essen sah es nun aber trostlos aus. Denn hier, am Thor zum unwäldlichen Innern von Brasilien, war die europäische Lebensweise der Kaiserstadt zu Ende. Und der Leckerbissen der Schiffer, in Del zu Federzähigkeit zusammengebratenes trockenes Fischwerk mit steifem Maispamps und Farinha, widerte mich schon beim bloßen Geruch und Anblick an. Eben so hungrig als mißmütig wollte ich das Fenster verlassen und zur Faluah gehen, da fielen meine Augen draußen am Hause auf einen Berg ganz colossaler Austernschaalen, von der Größe einer tüchtigen Untertasse. Ich hatte bisher nur die kleinen Austern bei der Stadt gekannt, und fragte, auf's angenehmste über diese Matadore an der Flußmündung überrascht, fogleich den eintretenden Wirth, ob er Austern habe? „Austern? — sagte der Mann mit fast wegwerfender Miene — Austern die Menge!

Wenn dem Herrn damit gedient ist, dazu kann Rath werden!" Damit ging er hinans. Bald hörte ich's gewaltig prasseln in der Küche. Was geht da mit meinen Austern vor? dachte ich. Bald trat der Wirth wieder ein, mit einer Schüssel voll — — — in Del zu Lederzähigkeit zusammengebratener trockener Austern! Ich dankte verbindlichst und bat um andere Austern. Der Mann stand verlegen. Endlich schlug er sich vor die Stirn, rufend: „Ah, der Herr ist ja ein Fremder! Ich hatte vergessen, daß die fremden Herren Liebhaber sind von" — — — porcaria wollte er sagen nach Landesitte, der alles roh genossene eine Schweinerei ist; da war er aber schon wieder zur Thür hinaus und brachte eine mächtige Bandeja (Präsentierteller) voll der herrlichsten rohen Austern, die mir zu Portwein und Roska (hart ausgebackenes kringelartiges Brod) trefflich schmeckten.

Jeder nach seiner Weise gestärkt, brachen wir auf. Die Fahrt ging jetzt den stillen Fluß hinauf, durch die schweigenden Gotteswunder des eigenthümlichsten animalischen und vegetabilischen Wildniß-Lebens hindurch. Von diesen schweigenden und doch so lebendig zeugenden Gotteswundern habe ich bereits in meiner zweiten Mittheilung Melbung gethan (Die Bai von Rio u. s. w. Seite 27 bis 46). Ich kann daher ohne Weiteres den Leser zur Theilnahme an dem jetzt bei der Landung oben am Fluß sich zeigenden Schicksal unsrer ausgewanderten Landsleute einladen.

Es war bereits dunkel geworden, als wir die Sumpfniederung durchfahren hatten und jetzt das Ufer Consistenz und Höhe gewann. Bis dahin nur ist der Inhomerim schiffbar. Die Waaren müssen hier gelöscht und zu weiterem Landtransport auf Maulthiere geladen werden. Das Hafendorfchen, wo diese Umladung geschieht, heißt Porta da Estrella von der nahen sternförmig zerklüfteten Serra da Estrella, die zwischen der Serra da Santa Anna und der Serra dos Orgaos eingekilt liegt und die Kolonie Petropolis auf ihrem Rücken trägt. Vor dem Dertchen breitet sich das Ufer zu einer öden Grasebene aus, in deren Hintergrund eine Mansche steht, ein langes auf Pfählen ruhendes Schirmbach, wie man es neben jeder Landschenke findet, hier für das Aufspannen der entlöschten Waaren bestimmt. Vor der Mansche sind eine Menge Stangen in die Erde getrieben, an denen die Maulthiere angebunden stehen. Man sieht das Dertchen nicht eher, als bis man nach Durchschiffung der Moor-Ufer um die letzte Manglewaldecke biegt.

Als wir herumbogen, bot sich mit der malerischste Anblick von der Welt dar, der mich um so mehr überraschte, in je lebhafterem Kontrast zu unsrer bisherigen Situation er stand. Seit unsrer Abreise vom Senhor Villoso waren wir nämlich in tiefster Stille — die schweigende Wildnis ringsher that es uns an — den Flusß hinaufgesfahren, eine Stille, die zuletzt, als meine Begleiter das Desert ihrer Taschenkrebs krachend verzehrt und sich dem compactesten Nachmittagschlaf überlassen hatten, durch nichts unterbrochen wurde als durch das Säuseln des Windes in den Manglebüschchen am Ufer. Dazu war nun der Abend niedergesunken, der tröstende Abend, der ja jedem auch nicht gerade auf den stillen Flüssen brasiliianischer Niederungen fahrenden Reisigen heimliche Stille in's Herz giebt. Ich hatte sein Kommen kaum bemerkt: war doch schon alles Tages-Leben weit und breit ein fortwährendes Traumleben gewesen! Nur an den phantastisch gestalteten Wasserfällen merkte ich, daß sie schlafen gingen, denn sie falteten andächtig ihre Blätter zusammen und schlossen dann still ihre Häuschen zu. Und hernach, als geheimnisvolles Dunkel über der Wildnis sich breitete, zog droben das Krenz mit seinen Gottessternen am südlichen Himmel heraus. So bogen wir um die letzte Mangalwaldecke.

Da leuchteten plötzlich vor uns auf, an der linken Seite des Flusses, zwei lange Reihen von Wachfeuern. Die eine, dicht am Ufer entlang sich ziehend, bestand aus niedrigen Holzstößen, um welche sich Gruppen von Negern in den malerischsten Stellungen geschaart hatten: die Einen ihre afrikanischen Nationaltänze versuchend; die Andern lebhaft converstirend: noch Andere beschäftigt, lange Zuckerrohrsächte in der heißen Asche zu rösten; und wieder Andere träge am Boden liegend und in die lodernde Gluth hineinstarrend. Es war eine Scene voll Licht und Leben, wie man sie sonst wohl nur in Afrika's Wildnissen beobachten kann. Und dazu der ganze Wirwar noch einmal, im Wasser, mit all' seinen fotettirenden Lichteffekten, in umgekehrter Stellung sich abspiegelnd! — es war wie ein Bauverbild aus tausend und einer Nacht! — Aber nun der Kontrast, den zu diesem afrikanischen Nachtmück die zweite, an der langen Ransche sich hinziehende Reihe der größeren Feuer bildete! Da hockte um die Scheiterhaufen her das gemütlichste deutsche Leben, wie man es nur in der Heimat sehen konnte: Hier Gruppen von Männern, in rheinischer Bauerntracht, bedächtig sich berathend, in ihrem Munde die in Brasilien

unerhörteste Erscheinung — — eine Tabackspfeife; hier Welber um einen Holzstoß her, in Kleidern dick und verb genug für ein fibirisches Klima, in ihren Händen das zweite Wunder Brasiliens — — ein Strickstrumpf; hier stämmige Bauerjungen sich tummelnnd und jagend und wohl gar über eine Feuerrecke hinüberspringend; dort pausackige Mädchen, ihre Fibeln am Feuer in der Hand haltend, auf ihren Wangen das dritte Wunder Brasiliens — — die ferngesunde, an der Gluth wahrhaft strahlende Rosenfarbe aus der Heimath. Und überall das blonde Haar, überall der echt germanische Typus. — Man konnte nichts frappanteres sehen als diesen Contrast zwischen den beiderlei Menschen an den zwei Feuerreihen, beiderlei Race dem brasiliischen Boden gleich fremd und doch gleich heimisch auf ihm jetzt etabliert. Dazu denke sich der Leser noch den von der hellsten Feuergluth beschienenen heimathlichen Hansrath unter der Mansche, auf Kisten, Koffern und Kästen aufgespeichert, und die weiter hin auf die weißen Häuser des Hafenortes fallenden Schlaglichter, und hinter dem Allen hoch und düster auf die Menschenwelt unter ihm herabschauend ein gewaltiger Felsenriese, und das Alles möglich — wie mit einem ZauberSchlage — mitten in solcher stillen Nacht, auf solchem stillen Fluss, in solcher stillen Sumpfwaldwilbnis mir vor die Augen gerückt: begreiflich ist's, wie mir die ersten Minuten lang die Erscheinung unbegreiflich war, und wie ich erst zur vollen Besinnung kam, als wir mit unsrer Galuah bei den Holzstößen der Neger landeten.

Das war die malerische Aussehenseite der Ausgewanderten, die ich hier traf. Anders, leider ganz anders stand es um ihr inneres Wohl und Weh. Denn kaum war ich ausgestiegen, auf die zweite Feuerreihe zugegangen und von den Landsleuten am ersten Holzstoß erkannt worden, als nicht mehr das fröhliche „der Herr Pfarrer ist da!“ von den Depositen unten bei der Kaiserstadt, sondern ein recht wehmäßiges „ach, Herr Pfarrer, gut, daß Sie endlich kommen!“ mir entgegentönte. Auf meine Frage, was es denn gebe, und warum sie denn hier unter freiem Himmel bivouakirten, erfuhr ich, es sei der Typhus auch in den hiesigen Depositen unter den kleinen Kindern ausgebrochen, und das auf eine so furchtbare Art, daß Alles, was nur noch gesunde Kinder habe, hieher geflüchtet sei. Die Noth in den Depositen sei grenzenlos: Mangel an jeder in der Heimath gewohnten Krankenlost, keine dort gehabte Bequemlichkeit, kein Verständniß mit den Leuten am fremden Ort, kein Rath, keine Hülfe, kein Zu-

spruch: Verzweiflung herrsche überall. Und nun solle es weiter gehen, über die heiße kahle Ebene in's Gebirge hinein: die Tropas der Maulthierzüge seien schon angekommen, morgen früh werde der Zug aufbrechen, den Andern nach, die schon oben seien.

So war denn leider, was ich gefürchtet, gekommen! Hatte doch während der Seereise keine der Mütter für ihren Säugling auch nur die allergewöhnlichste frische Nahrung, keins der zwanzig Schiffe auch nur den allergewöhnlichsten Dörfbader gehabt! Da mußte es wohl so kommen!

Es ließ mich nicht länger bei den Feuern. Ich eilte zur Saluah zurück. Mein erster Gedanke war, sofort zur Stadt zurück zureisen zu meinem Bruder, dessen ärzliche Hülfe in den dortigen Landungsdepositen von so wunderbarem Gegen begleitet gewesen war. Dann aber fiel mir ein, daß Der ja an seiner Fremdenstation im Staatshospital gefesselt sei und nicht kommen könne. Eilig ließ ich durch die an den Uferfeuern lagenden Troja-Neger meine Kiste mit den Heiligengeräthen aus der Saluah in die Ransche unter die Obhut der Auswanderer bringen und mich zu den Depositen am andern Ende des Orts führen.

Welch' ein Anblick! In den elendesten Löchern, gegen welche die Hütte eines mecklenburgischen Tagelöhners noch ein Pallast zu nennen, lagen auf feuchten Lehmdielen, über die nur einige alte von Ungeziefer starrende Matten gebreitet waren, mit den gesunden größeren Kindern zusammengepackt die armen Kleinen, den Leib jammervoll aufgetrieben, die Glieder zu Skelett verfallen, stöhnd, ächzend, von den Müttern angstvoll in ihren schweren Athemzügen belauscht, oder, wo das kleine Leben schon zu Ende ging, unter Händeringen laut bejammert. Ach, wie hatte so manche von ihnen, als sie mich, den Eintretenden, erkannte, nur einen Blick stummer Verzweiflung, während andere, noch Rettung hoffend, auf mich zustürzten und mich beschworen um Hülfe, um Beistand! — —

Der Leser erlaße mir die Schilderung der schrecklichen Scene, die ich nun weiter in diesen Depositen verlebte. Zum Maahstabe für die Größe nur dieses einen, dieses Typhus-Elendes genüge die Mittheilung, daß unter der Colonisten-Generation auf Petropolis bei Rio de Janeiro eine fast ganz ausnahmslose Lücke von zwei vollen Jahren ist: am Wege zur Colonie verscharrt oder droben auf dem Kirchhofe begraben liegen fast sämmtliche in diesem Zeitraum — vor, während und nach der Auswanderung — gebornten Kinder. Und doch ist das Schicksal der armen Petropolitaner

in dieser Hinsicht noch als ein glückliches zu preisen gegen dasjenige, von dem die Auswanderer zweier Nachzügler-Schiffe betroffen wurden, die eine brasiliatische Excellenz unter eines deutschen Consuls Auffsicht, da man mit ihnen für Petropolis nicht zu bleiben wußte, nach ihrer Sumpf-sieber-Colonie Macahe transportirte, obschon daselbst alle Neger, mit denen man miederholte den Anbau versucht hatte, gestorben waren. Von diesen armen Verschleppten kehrte nach zehn Monaten ein einziger Mann, der als unger Familienvater von mir gegangen war, als Greis und Wittwer und kinderlos zu mir nach Rio zurück.

Um Mitternacht verließ ich die Sammerstätten. Ich konnte vor Er schöpfung nicht mehr auf den Beinen stehen, da ich auch die vorige Nacht, mit Aufgaben für meine zurückbleibende Schuljugend beschäftigt, wenig Ruhe gehabt hatte. Ich hatte gehofft, es unterwegs, auf der Bank der Faluah, nachholen zu können: aber wer kann unter solchen Naturwundern schlafen, wenn's nicht ein der Herrlichkeit gewohnter Mineiro oder Fazendeiro ist?

Aber ich sollte noch nicht zur Ruhe kommen. Ich sollte zum Beschluß des Tages erst auch noch Polizeidienste verrichten. Im Wirthshause angekommen traf ich auf der großen Diele noch einen ganzen Tisch voll munterer Gäste. Junge Bursche vom Rhein saßen hier beim portugiesischen Wein beisammen und schenkten ihre ungetheilte Aufmerksamkeit gewissen Volksrednern von den Straßen Rio's, um die sich dort, wenn sie, vom Kaischasse erhobt, zu haranguiren anfingen, sofort eine Suite von neckenden Negerjungen zu versammeln pflegte. Die elenden Überreste der Major Schäfer'schen Legion, zum Theil aus der mecklenburgischen Zuchthausfestung Dömitz vor 25 Jahren herübergebracht, sie, die sich sofort an jeden neu angekommenen deutschen Handwerksgesellen, auf sein künftiges Fortüne spekulirend, wie böse Dämonen machten, ihn einweihend in die mystères von Rio, sie, die von der Regierung durch ausgestellte Polizei-Wachen vom Eindringen in die Landungsdepositen hatten abgehalten werden müssen, sie hatten jetzt den Weg nach Porto da Estrella gefunden und waren eben im vollen Gange, den rheinischen Burschen ihre schwarzen Künste mitzuteilen. Ich erkannte sie beim Eintreten auf der Stelle, sie aber, vom Wein erhobt, mich nicht, der ich mich sofort in einen Winkel drückte, zu hören, wie weit sie in ihrer Unverschämtheit zu gehen wagten. Aber der Verdächtigungen und Lästerungen gegen Gott und Obrigkeit, der Diebs- und

Vagabonden-Kniffe waren bald so viele, daß ich mich nicht halten konnte, sondern entrüstet an den Tisch trat, die Bursche vor den Gesellen zu warnen und dem lästerlichen Treiben ein Ende zu machen. Aber noch ehe ich das Wort gewinnen konnte, rief der eine der Vagabunden, ein Lübecker, seinem Nachbarn, einem Dömißer, halblaut zu; „Du, Du, der Pastor ist da!“ und betroffen, als ob sie ein Gespenst gesehen hätten, standen sie auf und schlichen fort zur mitternächtlichen Stunde, sämtliches übrige Geschlechter hintendrein. Nachdem ich darauf die Bursche in's Gebet genommen, ihnen über ihren Leichtsinn gegen meine früher bereits ertheilten Warnungen den Text gelesen, darauf ihnen beschrieben, welch' Geistes Kinder die einzelnen Fortgeschrittenen seien, und schließlich sie nach der nahen Ransche zum Schlafengehen begleitet hatte, kehrte ich zurück und legte nach vollbrachtem Tagewerk auch meinerseits mich zu Bett.

Mit dem ersten Tagelichte drang ein verworrenes Getöse von Menschenstimmen in mein Ohr. Ich fuhr aus dem besten Schlaf empor und unterschied zwischen den brasiliianischen Stimmen schreiender Neger unten auf der Straße die deutschen der Landsleute, die zum Aufbruch trieben. Dazu schallte der Huftritt zahlreicher Maulthiere, das Läuten ihrer Halsglocken, ihr wildes unlustiges Geschrei. Nach fuhr ich in die Kleider und trat an's Fenster. Da hatte man so eben die Lastthiere eingefangen im nahen Walde, wohin sie nach Landesritte zur nächtlichen Weide frei gelassen waren, und führte sie jetzt vorbei nach der Ransche zum Bepacken. Eben trat auch der capitao der Tropeiros, der Oberaufseher des ganzen reisigen Buges, zu mir in's Zimmer und meldete mir meine gleichfalls von Petropolis gekommenen Meithiere an. Ich ging mit ihm zur Ransche, wo Alles bereits in huntestrer Thätigkeit war. Alles, Schwarze, Weiße, Weiber, Kinder, legte Hand an. Bald aber stellte sich heraus, daß die gewaltigen Koffer und Kisten für eine Seite der Maulthiere zu schwer und alle Versuche, sie oben auf den Rücken zu befestigen, vergebens seien. So blieb nichts übrig, als sie zurückzulassen. Da erhob sich nun ein Weinen und Klagen der Weiber, die in die Koffer und Kisten hinein die besten Trümmer ihrer armen deutschen Habe gepackt hatten. Sie waren nicht davon zu trennen, wollten nun lieber gar nicht hinauf zur Colonie, sammerten nach der schnöde verlassenen Heimath und begehrten dorthin zurück. Erst die detaillirteste Darstellung von meiner Seite, wie ja die meiste der darin befindlichen Habe hier zu Lande gar nicht zu gebrauchen sei, beruhigte

ſie in etwas und änderte ihren Entſchluß. Dazu eröffnete ich ihnen die Aussicht, daß die Sachen später nachkommen würden, — was denn her- nach auch die Regierung mit Aufwand ganz außerordentlicher und äußerst kostbaren Transportmittel bewerkstelligte.

Mit Hülfe der zahlreichen Tropa-Neger waren die Maulthierzüge bald bepackt und setzten sich langsam in Bewegung. Darauf kamen die schweren Ochsenkarren herbei, die kleineren Kinder bis zum Fuß der Serra zu fahren; und der ganze Zug brach auf: die Männer mit den größeren Kindern neben den Lastthieren voran, die Weiber langsamer neben den Karren, die doch ihre liebste Habe bargen, hinterdrein. Ich blieb mit meinen Reithieren allein zurück, befahl dem schwarzen Bedienten zu warten und eilte, Abschied zu nehmen, zu den Depositen der Kranken.

Da war mit dem neuen Tage auch das Elend neu erwacht. Manch' zartes Kindlein sah das Tageslicht gar nicht mehr. Der Herr des ewigen unveränderlichen Lichtes hatte es in der Nacht zu sich genommen. Ihnen war wohl. Aber die zurückgebliebenen Mütter waren in Verzweiflung. Welch' Labsal aber Er, der am Kreuz seine Mutter tröstete, auch für den tiefsten Elendschmerz noch, den Schmerz einer Mutter über ihr todes Kind, in seinem Wort habe, das habe ich nie in so heilsamer Wirkung erfahren, wie an jenem Schreckensmorgen in den Depositen von Porto da Estrella.

Und auch andern Trost führte er herbei. Von Rio kamen mit der Nachtfahrt einige Glieder meiner dortigen Gemeinde, um auch einmal die Colonie sich anzusehen. Ein wackerer junger Mann unter ihnen, ein Schweizer, der — schon längere Zeit in Rio aufsässig — der Landes- sprache vollkommen mächtig war, ließ sich durch das Elend der am Wege Liegenden bewegen, gleich dem barmherzigen Samariter seine Reise aufzuschieben und den armen Landsleuten als Dolmetscher zu dienen, bis ich anderweitige Hülfe von oben herbeigeschafft haben würde.

So konnte ich denn leichteren Herzens zu meinen Thieren nach der Mansche zurückkehren und an meine eigene Weiterreise denken, die um so weniger Aufschub gestattete, als mir von den Vorstehern meiner Stadt- Gemeinde nur die kurze Frist einiger Wochentage zu meinem Vikariat gesetzt war und ich vom Ober-Tropeiro erfahren hatte, daß auch in den Depositen der Mandioca, unten am Fuß der Serra, der Typhus ausgebrochen sei, wo also ein neuer Aufenthalt nöthig wurde.

Da stellte sich nun aber, als ich zu den Reithieren gekommen, ein Reisehinderniß ganz eigner Art ein. Wohl gesattelt und gezäumt stand mein Maulesel an einer Stange vor der Ransche angebunden, und nichts ließ dem Gedanken Raum, daß es mit dem Reiten nicht gehen werde. Zwar hatte ich seit meinen Knabenjahren kein Pferd besiegen, nicht als ehrsamer Lübecker Gymnasiast, noch als ökonomischer Jenaischer und Berliner Student, noch als conventioneller Stadt-Candidat, — aber ein Esel, ein so durchweg theologisches Thier, das von jedem Kinde hier zu Lande so fügsam sich reiten ließ, — — wie gesagt, kein Gedanke kam in meine Seele, daß es mit dem nicht gehen sollte. Rüstig schritt ich daher zur Stange hinan, hurtig band der Schwarze das Thier los, und behende schwang ich mich, richtig naturalistisch, in den Sattel, und nun — — ging's fort? freilich! aber nur ein paar Schritte. Da kehrte mein Grauthier trog all meiner Einsprache wieder um und stellte sich wieder an die Stange, den Kopf ganz so demütig niedergesenkt, als ob es noch daran festgebunden wäre. Ich erschrak. Mehr aber noch der Schwarze, dem so etwas in seinem Leben noch nicht vorgekommen sein möchte. War er doch, als er in der gütigen Voraussetzung, daß ich mit Ulixesschnelle vorausseilen würde, seinem Thier mir nach die Sporen eingesezt und nun sich so gegen alle Subordination an mir vorübersausen gesehen hatte, vor respektvollem Schreck umlenkend beinah herunter gestürzt! Gegenseitige Verlegenheit nun! meinesseits, weil ich wohl fühlte, woran es lag, seinerseits, weil er dasselbe fühlte, sich's aber nach der zwischen Weisen und Schwarzen bestehenden Etikette nicht merken lassen durfte. In solcher seiner Verlegenheit schwang er sich zur Erde nieder, trat, seine erkenntnissreiche Verschämtheit bergend, auf mein Thier zu, suchte daran herum, ob etwas zerrissen oder nicht recht geschnallt sei, bejammerte, daß ich keine Sporen habe (vorüber ich herzlich froh war), wollte die seinigen abschnallen, kurz, that Alles, was seine und meine Verlegenheit mit dem Mantel der Liebe bedecken sollte. Da machte ich aber dem beiderseitig nicht wohl länger zu ertragenden Zustande durch die offene Erklärung ein Ende, ich wollte auf's Reiten ganz verzichten und die Tour zu Fuß machen. Diesen Entschluß führte ich auch aus, obgleich die kühle Jahreszeit bereits zu Ende ging, auch die Sonne schon hoch am Himmel heraufgestiegen war und die Hitze schon ganz lustig über der zu durchwandernden Ebene zu flimmern begann. Hätte ich's nur noch einmal versucht, es wäre gewiß

gegangen. Auf den späteren Amts-Reisen ging's ganz vortrefflich, und ich habe jedesmal die Ebene trotz dem besten Cavalleristen durchsprengt, meistens sogar meine Predigt für die Colonie dabei memorirend. — Zu Fuß also ging's jetzt in die weite Ebene hinaus.

Als ich in's Freie hinausschritt, fühlte ich zuerst gar nicht die Gluth des Tropenhimmels. Die Freude ließ mich nicht dazu kommen. War es doch das erste Mal, daß ich in's Innere von Brasilien eintrat! Zwar lagen die Schauer der Urwaldseinsamkeit noch in weiter Ferne an den Gebirgswänden vor mir ausgebreitet, aber schon diese absolute Stille die mich sofort beim Hinaustreten in die Ebene umfing, hatte für mich etwas ungemein Schauerliches. Das tiefe allgemeine Schweigen der Natur draußen auf der Flusßfahrt setzte auch hier sich fort. Nur kam noch hinzu, daß ich jetzt allein die noch fast ganz unberührte Urschöpfung Gottes, die reichste wohl und colosalste auf Erden, betrat. Ich wandelte wieträumend in einer großen Traumwelt einher. Erst nach einer guten halben Stunde solches Traumwandels vermißte ich die Seebrise, die doch zu dieser Tageszeit in der draußen am Ocean zurückgelassenen Kaiserstadt schon Alles mit ihrer Kühlung erquicken mußte. Rascher eilte ich vorwärts. Die steigende Gluth, ob schon sie in wunderbarer Reinheit durch den tiefblauen Hether sich ergoß, trieb mich zu rascherem Gehen, und ich eilte dem Mittagsziele zu, um von dort dann gestärkt die schattende Serra hinaufzusteigen.

Da kündete mir plötzlich das durchdringende Gefreisch eines Ochsenkarrens die Nähe der vorausgezogenen Auswanderer an. Es ist dieses Gefreisch der einzige Laut, den man auf den brasilianischen Pflanzungen hört. In den Wäldern, da, wohin kein menschlicher Fuß dringt, mag des Geschreis von Faulthier, Affen und Papagaien genug sein. Es verstummt aber in scheuer Flucht sich zurückziehend überall wo Menschen sich niederlassen, und statt des wilden Naturgeschreis läßt sich dann das dieser unglücklichen Ochsenkarren hören. Hervorgebracht wird es durch die colossale Rad-Achse, die sich in einer Kurve des Karrens dreht. Das Gequitsch, das in allen möglichen Dissonanzen auf und absteigend das Ohr zerreißt, könnte durch ein wenig Wagenschmiere vermieden werden. Aber der Neger behauptet, wann der Ochs dies Geschrei nicht mehr hinter sich habe, werde er sofort zu schieben aufhören. Er weiß dies aus eigner Erfahrung, denn er selbst ist nicht im Stande, eine Last vorwärts zu bringen, ohne sich

dabei die tollste Musik mit dem singenden Geheul seines Mundes und dem monotonen Gerausel seiner Handklapper vorzumachen. Er ist es nicht im Stande, denn als die Regierung einst solchem sinnverwirrenden Skandal der Kaffeeneiger im merkantilischen Quartier der Hauptstadt durch einen Machtspurz ein Ende gemacht hatte, hörten sie sofort auf, mit ihren Säcken auf dem Kopf die Straßen zu durchrennen: auf Requisition der Kaufleute mußte das Verbot zurückgenommen werden. Der Neger kennt sich selbst und seine animalische Stellung zu gut, als daß er diese seine musikalische Nothwendigkeit nicht auch auf den Ochsen übertragen sollte, und gravitätisch schreitet er neben dem Karren einher, den orientalischen Ochsenstücken nachlässig über die Schulter gelehnt, denn er weiß, daß die unwiderstehliche Macht der Konkurrenz ihn der Mühe überhebt, von dem Stachel des Steckens gegen sein liebes Mitvieh Gebrauch zu machen. Ich sage „Mitvieh“ im Sinne der Neger. Wie überzeugt aber diese Armen von ihrer vermeintlichen animalischen Stellung sind, davon habe ich oft eben so komische als erbarmende Beweise erfahren. Als einst das Maulthier meines abgestiegenen Bruders, der eine ärztliche Visite in meinem Hause abstattete, nicht durch den Vorton zum Garten hineinwollte, da stellte sich nach langem vergeblichem Zerren mein alter schwarzer Koch vor dasselbe hin, und von dem in ganz Rio bekannten Herrn des Maulthiers die Intelligenz auf sein Vieh übertragend sagte er zu ihm in aufgebrachtem Ton: „Hör', Vieh, mehr Verstand als ich magst Du haben! Aber mehr Kraft hab' ich doch noch!“ Und damit schlug er freimüthig auf den Esel los und brachte ihn richtig zum Garten herein. Ich erzählte hernach diese tragikomische Geschichte einem befreundeten brasiliianischen Staatsmann. Der aber wurde nachdenkend. Und als ich ihn nach der Ursache seines Bedenkens über eine so harmlose Geschichte fragte, gab er mir seltsam lächelnd zur Antwort: „Gesetzt, es substituirten einmal unsre Schwarzen uns selbst unseren Eseln: was sollte denn wohl aus Brasiliens Zukunft werden?“ — — Ein andermal sah ich zwei Neger verwundert vor einer ausländischen großen Affenart stehen. „Hör', sagte der eine zum andern, sieht Der nicht gerade so aus, wie einer von unsren Leuten?“ „Freilich, erwiederte nachdenkend der andere, aber er ist nur klüger. Er spricht nicht. Denn er weiß, daß wenn er's thäte, man ihn eben so wie uns zu allerlei Arbeit anstellen würde.“ — —

Bald hatte ich den Ochsenkarren erreicht. Es mußte ein später Nachzügler sein, denn weit und breit war nichts von den andern verausgezogenen Auswanderern zu hören noch zu sehen. Die Kinder auf dem Wagen riefen mir schon von weitem ihren „guten Tag, Herr Pfarrer!“ entgegen, während die nebenher schreitenden Mütter stehen blieben und mich erwarteten. Solche Unabhängigkeit war ich, der einzige mit dem Lande bekannte Landsmann, der sich ihrer annahm, schon von der Stadt her gewohnt. Aber diese eigenthümlich altertümliche Freude der Kinder, die, als ich heranschritt, dem Gefühl einer Befreiung aus nicht geringer Angst gleichkam, hatte mir doch etwas Befremdendes. Bald löste sich das Rätsel. Der schwarze Ochsentreiber, mit dem die Kinder in der Heimath oft unter der vaterländischen Gestalt eines Schlotfegers mochten bange gemacht worden sein, er, in dessen Gewalt sie jetzt dahin gegeben worden waren und der sie immer näher an die starrenden Felswände mit den grausigen Wälzern hinanführte, er war es, auf dessen dunkler Folie ich jetzt den dummen Dingern wie ein rettender Engel erschien. Das merkte ich sofort an den scheuen Blicken, die sie, die freundlichen Kindergesichter mir zugewendet, dem Neger vom Wagen herunter zuwiesen. Ich beruhigte sie, sprach mit dem „Pai“ („Vater“, welche Anrede die Neger, cordial zu werben, gewohnt sind) einige freundliche Worte, die er unter freundlichem Zähnefletschen erwiederte, und gewann sogar auf meine Bemerkung, daß der Wagen langsam zurückbleibe, das über ihn, daß er seinem Herzen Gewalt anthat, seinen Ochsenstecken gebrauchte und nun die Reise rascher und lustiger vor sich ging. Zuletzt stimmte das Völkchen oben auf dem Wagen sogar allerliebste deutsche Ammenliederchen an, die mich, wie sie so zum ersten Mal in dieser fremden Wildnis erklangen, gar weich und wehmüthig stimmten.

Da aber that sich das weite Felsenthal des Inhomirim auf. Erst links und dann auch rechts vom Wege paradierten die äußersten Riesenwassersprünge der beiden von dem Hochplateau Brasiliens thalab springenden Felsen-Serren, die silbergrau leuchtenden granitenen Klippenhäupter hoch und steil aus den dunkelen Waldwänden in den tiefblauen Aether emporstreckend. Augenblicklich verstummte der Weiber Geplauder, schwieg der Gesang der Kinder, war kein wehmüthiger Gedanke mehr in meinem Herzen. Uns allen, jung wie alt, in ihnen wirkte so recht eigentlich der prächtige mächtige Herrgott mit diesen seinen wunderbaren unverwandten Fingerzeichen nach oben, und selbst der alte Pai schaute hinauf zu den leuchtenden

Kuppeln. Die Kinder, fest hinausgebannt mit ihren Blicken, lächelten in stummer Verlegenheit, und dem Munde der rheinländischen Weiber entfuhr ein „Grausam schöne!“ nach dem andern. So gelangten wir vor die große Venda am Eingange des Thals, wo ich Mittag halten wollte. Der Wagen aber fuhr weiter in die Thal-Ebene hinein, in deren Hintergrunde am Fuß der Felswand die Gebäude der Mandiokka hervorragten, wo das bereite Mittagsmahl auf Mutter und Kind wartete.

Ich muß den Leser bitten, auch hier wieder, bei dieser Venda am Eingange des Inhomirimthales, einige Zeit zu verweilen. Denn das Huhn, das zum Mittagessen dienen soll, muß erst geschlachtet werden, und anders giebt es nichts hier im Innern, wohin draußen von der Bai auch der letzte Trost eines europäisch civilisierten Magens, der Trost der Austern, nicht mehr zu dringen vermag. Eine Speise-Charte wie in Deutschland hat der Venden-Wirth nicht aufzulegen: er kennt nur die Charte seiner freien Staatsverfassung.

Unterweilen erlaube ich mir, den Leser mit dem eigenhümlichen Etablissement einer solchen brasiliianischen Binnenlands-Venda näher bekannt zu machen.

Schon die Venden der doch noch mehr oder weniger europäisch civilisierten Küstenstädte haben einen höchst eigenhümlichen Charakter, der in der allgemeinen Bezeichnung „Venda“ d. i. „Verkauf“ auf's passendste ausgedrückt ist. Dieser eigenhümliche Charakter beruht auf der Eigenhümlichkeit tropischer Hauswirthschaft. Man wirthschaftet drüber so recht eigentlich in den Tag hinein. Mit nordischer Gedachtheit Vorräthe einzulegen, daran denkt man dort nicht, kann man nicht denken, denn bei dem feuchtwarmen Klima würden alle Vorräthe, kaum eingelegt, verderben. Da geben sich nun die Venden zu gemeinsamen Kellern und Speisekammern her, aus denen die umwohnende Nachbarschaft die kaum eingelegten Vorräthe frisch herausläuft. Alles was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, ist dort zu haben. Sie sind Höckerei, Kramladen, Fettwarenhandlung, Wein- und Schnaps-Schank, Gemüse-Verkauf, Alles in Allem und für Alle. In welchen starken Anzahl sie daher in den belebten Küstenstädten vorhanden sind, ist leicht zu ermessen: auf 20 bis 25 Häuser mag immer eine Venda kommen. Und trotz ihrer Anzahl hat jede einzelne Bestand. Der Vendeiro kauft im Großen ein und verkauft als Detaillist mit einem Gewinn von hundert bis dreihundert Prozent. Dieser Gewinn

zieht dann aber auch immer neue Schäaken von „Galégos“ (portugiesischen Straßenjungen) über's Meer hinüber, und die Carrière des künftigen Millionärs beginnt mit dem Stadium eines Benden-Jungen, der, durch die Kenntniß der Landessprache vor allen andern Glückslütteln bevorzugt, hinter seinem Ladentische die Neger der benachbarten Häuser in dieser ihrer Kneip-Börse auf's compatkteste mit Schnaps und Späßen regalirt, damit sie bei ihm und nirgend anders ihre Einkäufe machen.

Mannichfältiger aber noch an Vor Rath und Verkehr sind die Binnenlands-Benden. Sie liegen an den Landstraßen (wenn man Menschenpur verrathende freie Strecken durch Wald und Wildnis so nennen kann) und zwar meistens unsern von Ansiedelungen. Und da liefern sie denn außer jenen Stadt-Artikeln noch Alles, was irgend wie als Hülfsmittel zu menschlicher Umschaffung der Urschöpfung und als erste Einrichtung eines menschlichen Aufenthaltes dienen kann: Eisenwaaren aller Art, Glas- und Thon-Waaren, Matten und Matrazen, Besen und Bürsten, Jacken und Pantalons, Maulthier- und Ochsen-Geschirr, kurz ein Faktotum menschlichen Bedarfes auf erster Entwicklungs-Station. Und dies Faktotum ist durcheinander gesteckt und gespeichert in dem weiten Raum einer rohen Scheunenbude, die von niedrigen lückenhaften Lehmwänden umgeben und mit einem löcherigen Dache überbaut ist. Die Fronte beschattet eine hohe geräumige Veranda, und drüben, auf der anderen Seite der Landstraße, breitet die mächtige Ransche sich aus, deren Beschaffenheit und Zweck dem Leser bereits bekannt ist. Sie ist bei einer Binnenlands-Benda doppelt nothwendig, denn diese hat zu allem Andern auch noch die Verbindlichkeit, einen Gasthof abzugeben für die hin und her reisenden Maulthierzüge und für Alles, was drauf sitzt und neben her läuft. Au Gastzimmer ist natürlich nicht zu denken: die Waaren-Scheunenbude ist in der That der einzige Raum der Behausung. Manbettet sich, nachdem das Zug- und Last-Vieh in den Wald getrieben ist, unter die Ransche. „Manbettet sich,“ welch' irrthümliche Vorstellung europäischer Verweichlichung! Das Kopftiessen ist der Thiersattel, das Unterbett eine Matte und das Oberbett der erquickende Luftzug, der unter dem wandlosen Dach frei und ungehindert hindurchstreicht.

Dass es bei solcher Lage und Beschaffenheit den Binnenlands-Benden nicht an lebensvollen Bildern und Szenen fehlt, lässt sich denken. Wie oft habe ich's einem jungen deutschen Maler-Blut so recht von Herzen gegönnt, an meiner Stelle zu sein, wenn ich an der breiten Landstraße

straße zwischen Mansche und Benda stand und nun ein reißiger Maulthierzug unter lustigem Glockengeläute ankam, besetzt mit einer Pflanzerfamilie; vorauf reitend die schwarzen Diener, dann in einer Portchaise von Maulthieren getragen die Herrin in nachlässig ruhender Stellung, nebenher der stattliche Pflanzer selbst in dem leichten malerischen Neise-Göstüm, dann die reichliche Töchterschaar in ländlich improvisirtem aber immer geschmackvollem Neithabit, und den Zug beschließend einige bunt mit Neisegepäck beladene Saumthiere, von nebenher schreitenden Negern in Ordnung gehalten. Und dann das rege Leben vor der Veranda, wenn nun die Reisigen von den Thieren gestiegen sind und jeder nach Schatten und Ruhe sich umthut, die Schwarzen geschäftig durchhin eilend und mit lebhaftem Ruf einander bedeutend und anweisend. — Am phantastischsten aber sind die Neger-Szenen bei einer solchen Benda, und ich gönne es jedem Leser, einmal einem Tanze der harmlosen Creaturen unter der Veranda mit anzusehen. Jeden Augenblick ist der Ball arrangirt, denn an vorüberziehenden Packnegern von den zerstreuten Pflanzungen fehlt es nie, und nicht leicht widersteht einer der Lust, Halt zu machen, seinen schweren Korb vom Kopf auf das Gebälk der Veranda zu stellen und sich dem Neigen unter dem schattenden Dache anzuschließen. Ein Kreis von Negern dreht wirbelnd sich um einen in der Mitte bald auf dem Kopf, bald auf den Füßen stehenden Leidens-, jetzt Freuden-Gefährten herum. Alles singt in tollen Weisen und schnalzt und klappt dazu mit Fingern und Händen. Der Lustigmacher in der Mitte ist, wenn er auf den Kopf steht, unerschöpflich an immer neuen Fuß-Entrechats und, wenn er die Füße unten hat, an immer neuen Grimmassen, Kopfbewegungen und Armschwenkungen, bis er plötzlich auf Einen der Herumwirbelnden losstürzt und ihn statt seiner in den Kreis hineinpackt. Schnell geht nun das Kaischasse-Glas umher, rasch, aber mit sichtlichem Wohlbehagen, wird ein Zug gehan, und der Tanz beginnt von neuem. Da kommt eine alte, steinalte Negerin die Straße heraufgegangen, schneeweiss das wollige Haar auf dem schwarzen Scheitel, sie leucht unter der Last ihres Körbes einher, die wulstigen Lippen vermögen kaum noch den rauchenden Kachimba-Summel zu halten, und mühsam hilft sie mit dem langen Stabe sich vorwärts. Jetzt naht sie sich der Veranda. Stolz schreitet sie daran hin und blickt mit edler Verachtung auf das tobende junge Volk. Siegreich ist sie vorüber. Aber nein! mit freundlichem Grinsen blickt sie zurück, die Augen

blischen verlangend aus den tiefen Höhlen hervor, und schon ist die Alte umgekehrt, hat den Korb auf's Gebälk gesetzt, den Stock daran gelehnt, und steht nun freudestrahlend unter der Veranda und sieht, unwillkürlich mit Kopf und Fuß den Takt begleitend, mit verschränkten Armen dem tohenden jungen Volk zu. Das aber fühlt sich endlich an seine harte Pflicht gemahnt, fährt auseinander und zieht ab, der eine links, der andre rechts in die Wildnis querfeldein, der eine straßau, der andre straßab. Auf Jeden wartet unausbleibliche harte Büchtigung über das lange Ausbleiben; aber der Freuden-Moment war zu schön, und zu frisch und lieblich ist noch der Nachgenuss der Erinnerung, als daß nicht Jeder dahintanzend noch seine Modinha singen und sie mit lebhaften Gesten begleiten sollte.

Doch das Huhn ist gar und eben so schnell gegessen als langsam zubereitet. So kann denn die Reise hineingehen in die weite Thalmündung des Inhomirim, in den mächtigen Thal-Kessel der Mandiokka hinein.

Schon von Alters her war dieses Thal, durch welches von Rio aus die frequenterste Straße über's Gebirge nach der Provinz Minas führt, mit der Mandiokka-Pflanze angebaut, deren starkemehlhaltiger Wurzel-Goloß das brasiliatische National-Mehl, die bekannte Farinha, liefert. In neuerer Zeit aber, vor etwa 30 Jahren, erschien einem Lübecker Landsmann das herrliche Thal doch zu schade für den Anbau einer bereits im ganzen cultivirten Brasilien gemeinen Pflanze, und er hielt die eigenthümliche Lage und Beschaffenheit des Bodens für ganz besonders geeignet zu dem Anbau einer ungleich gewinnreicheren Pflanze, des edlen Indigostrausches. Er machte einige Versuche im Kleinen, und siehe, sie gelangen über alles Erwarten. Aber zu der Ausführung im Großen, von welcher erst Gewinn, aber dann auch ein ungeheurer, zu erwarten stand, — zu dem Bau der Betriebshäuser, zur Anlegung der Waschgruben und anderer Etablissements lagen den genialen Explorator dieselben unübersteigliche Hindernisse im Wege, auf die schon bei früheren Entdeckungen, namentlich bei seiner glücklichen Aufsündung der reichen Steinkohlenlager in der Provinz St. Paulo, gestoßen war: unermeßliche Schlaffheit von Seiten der Regierung, und von Seiten der von ihm angegangenen reichen Privatleute das indolenteste Sichgenügenlassen am hergebrachten Gewinn aus der Kaffe-Cultur, dem Sklavenhandel und dem Aufkauf von Goldstaub und

Diamanten aus Minas. Aber der unermüdliche Landsmann verlor nicht den Mut, und endlich gelang es ihm, den von seiner Regierung mit reichen Mitteln ausgestatteten Russischen Gesandten von deutscher Familie für sein Unternehmen zu gewinnen. Bald waren die stattlichen Gebäude der Mandiokka aufgeführt, die Gruben gelegt, und munter begann die Wäsche der in immer größerer Fülle gewonnenen kostlichen Blätter. Da aber, gerade da, als nun der Gewinn aus reichen Canälen zu strömen begann, verging dem goldmächtigen Protektor die Lust, und er zog, Abenteuer ganz anderer Art auffsuchend, unter die Indianer in den Urwaldern. Die Gruben mußten zugeschüttet und die Gebäude an die Regierung verkauft werden, die eine Pulverfabrik daraus machte. Der Landsmann zog, Thränen im Auge, von seiner Schöpfung aus dem herrlichen Thal hinweg an's Meer hinaus, wo ihn sofort neue Pläne beschäftigten, als deren Ausführung bald die große Lagoa-Saline bei Cabo Frio entstand, noch bis jetzt die einzige im ganzen ungeheuren Kaiserreich.

Kurz vor meiner Reise hatte der — leider jetzt verstorbenen — Landsmann mir die Geschichte seiner Mandiokka-Freuden und Leiden erzählt, und zu frisch noch war die Erinnerung daran, als daß ich nicht mit patriotischem Selbstgefühl in's Thal hätte hineinschreiten sollen. Aber ach, wie bald ließ mein Patriotismus die Flügel hängen, als ich je weiter je wüster und wilder die chaotischen Reste des Indigogestrüppes vor mir am verwahrlosten Boden wuchern sah. Wie kräftig wäre einem Engländer bei solchem Unternehmen von seiner Regierung unter die Arme gegriffen worden! Warum muß denn der Deutsche unter allen Nationen allein in der Fremde verwaist dastehen wie ein ausgestoßener Bastard! — — Doch ich hatte nicht Zeit, solchen trüben Reflexionen über die Vergangenheit der Mandiokka nachzuhängen: eine gleich traurige Gegenwart nahm bald all mein Sorgen in Beschlag. Von fern kündete mir eine Reihe von Feuern vor der Front eines der Mandiokka-Gebäude das hiesige Depositum der auch hier vom Typhus heimgesuchten Landesleute an, und schon wollte ich vom Fußsteige links nach dort hinüber waten durch's dichte Pflanzengestrüpp, als von rechts her, da wo die Hauptstraße das Gebirge aufzusteigen beginnt, das Getöse von deutsch und portugiesisch durcheinander geworrenen streitenden Stimmen sich hören ließ. Sofort änderte ich meinen Eurs und steuerte rasch nach dort hinüber. Ich kam gerade zur rechten Zeit. Eben war der heute Morgen von Porto da

Estrella mit mir aufgebrochene Auswanderer-Zug im Begriff, die Gebirgsreise anzutreten. Da mussten nun die Ochsenkarren zurückbleiben und die Kinder sich von den Negern hinaustragen lassen. Dazu waren sie aber aus Schlotfegerangt in keiner Weise zu bewegen. Ein wahres Zetergeschrei erhob sich, so oft ein Neger unter Betheurung seiner redlichen Absicht zugreisen und einen der kleinen Bälge mit Gewalt per Huckepack befördern wollte; es sprangen auch wohl die Mütter, die Angst ihrer Kinder theilend, mit ein und schaltten die Schwarzen, die natürlich nichts davon verstanden, wohl aber jedesmal vor der weissen Hornpantomine ehrfurchtsvoll zurücksprangen. So traf ich die Scene. Auch mein Zureden war umsonst: auf all mein Demonstriiren erwiederte mir das dumme Völkchen immer: „Ah nein, Herr Pfarrer, das geht nicht, das geht nicht!“ gegen welche kategorische Antwort sich freilich nichts einwenden ließ. Was aber war nun zu thun? Noth macht erfunderisch! Ich kam auf den Einfall, das Völkchen als Waare hinauf transportiren zu lassen, und legte meinen Plan dem Neger-Capitao vor. Der holte sofort die nöthigen Maulthiere herbei, an die Seiten jedes Lastthiers wurden die gewöhnlichen tiefen Packkörbe gehängt, je zwei Kinder in einen hineingestellt, und lustig ging's vorwärts. — Bald war das Glockengeläute der Thiere im Walde verschollen, und ich eilte dem Depositum der Zurückgebliebenen zu.

Da sah es leider eben so traurig aus, wie in den Depositen von Porto da Estrella. Doch war das Gebäude selbst geräumig, trocken und durchaus zu einem Krankenhouse in dortigem Klima geeignet. Auch fand ich einen Arzt vor, der seinen Wohnstall unfern der Mandieka hatte. Dem konnte ich nun einigermaßen zum Dolmetscher dienen, und beide gingen wir nun mit vereinten Kräften an das Werk, Hülfe und Trost zu spenden für Seel' und Leib der Armen. Erst mit Lages Neige schickten wir uns an, das Depositum zu verlassen. Seine freundliche Einladung, bei ihm zu herbergen, musste ich ablehnen und die Benda draußen am Thaleingang zum Nachtaufenthalt wählen, weil ich dort, ohne zu stören, vor Lageslicht aufbrechen und die Gebirgsreise antreten konnte.

Welche Veränderung in der Natur, als ich in's Freie hinaustrat! Es war dunkel geworden. Die Hitze des Tages war verföhlt, und thalabwärts vom Gebirgsjoch herunter drang lau und labend der Landwind, geschwängert mit den aromatischen Düften des Urwaldes. Leises Geissel-

spielte im Gesträuch am Boden, von Ferne hallte das Brausen der Wasser-cascaden, näher aber und vernehmlicher plätscherte der ruhiger ließende Waldstrom in seinem Granithbett durch's Thal dahin. Sonst tiefe Nachtstille weit und breit, unten im Thal wie droben an den Waldwänden. Und dazu blickten die Myriaden von Himmels-Augen vom südlichen Sternhimmel hernieder und weinten still ihre Thränen herab, die durch's Gesträuch leuchtend herniedertropften und, zu brillanten Käfern verwandelt, die ganze Ebene des Thals durchleuchteten. Ich wagte anfangs kaum, vorwärts zu schreiten durch's Gesträuch, fürchtend, den Zauber der Nacht zu stören. Aber reger nur wurde das Leuchten, geschwächer nur das Plätschern, bis ich endlich, die Brücke des Inhomeric überschreitend, auf die Landstraße trat und bald wieder vor der Venda am Eingang des Thales mich befand.

Aber schon jetzt mich nach Ruhe umzusehen, war mir unmöglich. Das Elend der armen Ausgewanderten, mit welchem ich mich schon am frühen Morgen in Porto da Estrella und jetzt wieder bis in die Nacht hinein in der Mandiokka beschäftigt hatte, lastete noch zu drückend auf mir, und die große Misère des deutschen Vaterlandes, das immer neue Scharen seiner Kinder ohne Rath, ohne Hülfe, ohne Beifand über's Meer hinüberbrachte, erfüllte mich mit zu bitterer Wehmuth, als daß ich hätte schlafen können. Dazu war draußen die Nacht zu schön und ludete mit ihren Düften und Lüften zu lockend mich ein, Frost und Verhügigung von ihr zu nehmen, als daß ich nicht noch weiter mich in ihr hätte ergehen sollen. Nachdem ich daher mein Nachteessen in der Venda bestellt hatte, schritt ich des Weges weiter, nach Porto da Estrella hinwärts.

Ich mochte etwa ein Viertelstündchen gegangen sein, als mir von fern vier Menschenkinder entgegen kamen, die sich schon von weitem durch ihre rheinländische Unterhaltung als deutsche Landsleute ankündigten. Welch' süßer unerwarteter Himmelsklang im wildfremden Lande, zur einsamen Nachtzeit! Er machte mich zum Kinde und stimmte mich zu sonderlicher Freude, daß, als die Lentchen mit einem schon ganz gut erlerten „boas noites!“ an mir vorüberzogen, ich mich umwandte und ihnen einen recht kräftigen deutschen „guten Abend!“ nachrief. Erschrocken standen sie still, und die beiden Mädchenstimmen riefen den Männergestalten mit freudiger Überraschung zu: „Ach, höret, der Herr ist deutsch!“ Natürlich kehrte ich mit ihnen um und ließ mir erzählen, woher? und wohin?

Es waren zwei Brautpaare aus Niederingelheim. Lange schon hatten sie in der Heimath sich gekannt und lieb gehabt, aber Armut und Erwerbslosigkeit, dazu drückende Heiraths-Erschwerungen der Staatsgesetzgebung hatten ihnen die Errichtung eines eigenen Heerdes unmöglich gemacht. Da war denn die Aufforderung zum Auswandern auch in ihren Ort gedrungen, und auch sie hatten, mit allen Ihrigen, sich aufgemacht. Dieser Entschluß, versicherten sie mir, hätte sie bis jetzt auch noch nicht gerent: es gefalle ihnen ganz gut in Brasilien. Ihre Station sei bisher in der Mandiokka gewesen, und eigentlich hätten sie schon heute Mittag mit auf's Gebirge hinaufgesollt; aber da wären sie erst noch einmal nach Porto da Estrella gewandert, zu sehen, was ihre dort zurückgebliebene Freundschaft mache. Morgen früh aber wollten auch sie hinauf, denn der Herr Pfarrer aus Rio sei eben oben, und da wollten auch sie sich trauen lassen. Ihre Papiere wären in bester Ordnung und ihre nächsten Angehörigen zögen mit ihnen zur Feier des Freudentages hinauf.

Nach diesen treuherzigen Mittheilungen der beiden Paare an den unverhofft aufgefundenen Landsmann ließen sie auf dessen Anfragen weiter sich aus, wie sie sich nun hier im neuen Lande einzurichten gedachten. Das war ganz lieb und traurlich anzuhören, auch gab sich bei allem zugendlichen Leichtnehmen doch auch ein recht eingeschlechtes Gottvertrauen kund, wie solches nur einmal dem deutschen Volke unentfeißbar zu sein scheint, und die rührendste Dankbarkeit gegen den Herrn über Land und Meer, der sie glücklich herüber geführt und ihr armes Geschick aus der Heimath so glücklich gewendet habe. Ueber manche der Luftschlösser mußte ich freilich auch lächeln, denn sie waren so ganz aus nordischem Material aufgeführt, und ich bekam immer auf's neue Veranlassung, den luftbauen den Pärchen die Unmöglichkeit oder Zwecklosigkeit der Ausführung anschaulich zu machen, und ihnen Fingerzeige zu geben, wie Dies und Jenes ganz anders als in der Heimath, viel leichter, viel müh- und kosteloser, einzurichten sei, welche kleinen Nebenzweige des hier ganz anders beschaffenen Landbaus zu beachten und mit Nutzen zu cultiviren seien u. dergl. Sie waren dann immer ganz freudig erstaunt. Am wenigsten wollte es ihnen zu Kopf, daß das Grünen und Blühen und Fruchttragen hier so das ganze Jahr durcheinander fortgehe, und daß man keine Vorräthe zu sammeln, auch in der That nicht einzuheizen brauche; über welchen letzten Vortheil die eine der Bräute laut aufjubelte, dann aber wehmüthig meinte,

das sei in der Heimath das allerschlimmste gewesen, das arge Frieren, und wenn nur Alle in Unterengelheim wästen, daß das hier vorbei sei, so kämen sie gewiß alle herüber.

Unvermerkt waren wir unter solchen gegenseitigen Mittheilungen an der Benda vorüber in die Nähe der Mandiokta gekommen. Da nahm ich Abschied, kehrte um, verkehrte in der Benda meinen Nacht-Zimbis und legte mich zur Ruhe, heiterer als ich es vor dem Rencontre mit den Brautpaaren gedacht hatte, denn ob ich gleich aus den Mittheilungen der Landsleute recht concrete Anschauungen von der Noth in der Heimath bekommen hatte, so stellte sich mir doch die Auswanderung — bei all' ihrer Verwahrlosheit — als eine Rettung aus solcher Noth dar, und zudem durfte ich hoffen, morgen auf der Colonie von meinem Amte, das ich bisher nur unter schrecklichem Glende hatte ausüben können, auch einmal auf recht freundliche Veranlassung Gebrauch zu machen. — —

Erweckt wurde ich am nächsten Morgen durch jene kalten Lüftschauer, deren ich bereits in meinen zweiten Mittheilungen bei Gelegenheit meiner Angelpartheien draußen auf der Bai von Rio de Janeiro Erwähnung gehabt. Auch hier im Binnenlande fand sich jener wunderliche Krieg, der überall auf Erden, im Seelen-Leben wie im Leben der Natur, durchgekämpft sein muß, wenn aus dem Tode das Leben geboren werden soll. Rasch sprang ich auf, und eben begann die kämpfende Natur das erste Morgengrauen zu ahnden. Da schickten die gespenstischen Lüftschauer zu eilender Flucht sich an. Auch ich fühlte mich nicht wenig von ihrem Frost durchrieselt, aber mein aufmerksamer Vendeiro vertrieb ihn mir mit einer Tasse heißen schwarzen Kaffee's. Hurlig und munter trat ich zur Weiter-Reise hinaus in's Freie, war aber nicht wenig über den aus der ersten Morgen-Ahndung hervordämmernden Anblick um mich her betroffen. Rings um mich her die ganze Welt versunken und verschwunden in fahles unbestimmtes Grau, und ich allein auf einem kleinen übriggebliebenen Erdenrund! Ich glaubte zu träumen, und es war mir, als ob die Wald- und Gebirgs-Urschöpfung, von welcher ich aus Freude über mein nahes erstes Betreten derselben in der That geträumt hatte, den Traum fortsetze zu gigantischem Rückschreiten in's Chaos, dessen grauer Abgrund sich bereits rings um mich her gelagert habe. Da wandte ich in peinlicher Angst vor solcher kolossal Reaktion die Blicke aufwärts, und siehe, da war über meinem grauen umlagerten Erden- ein wunderbares Himmels-

Nund aufgethan, umlagert von den phantastisch gestalteten und tiefst rosig durchglühten Zinken und Backen eines Wolkengebirges. Doch nein, kein Wolken-, ein Erden-Gebirge! Denn auf den durchglühten Gipfeln standen smaragdene Miniatur-Palmen und grüsten, leise leise nickend, zu mir her-nieder. Die Serra-Spitzen waren es, die sich hoch über dem Nebel-Chaos erhoben! Und ihre Rosa-Schimmer waren die ersten Grüße, welche die Sonne ihrem nahen Aufsteigen aus dem Oceau voraussandte. Jetzt stand ich mich wieder. Aber zauberhaft blieb die Augentäuschung der mehrfach vergrößerten Höhe, zu welcher die in Wirklichkeit nur sechstausend Fuß hohen Spitzen aus dem Unterhimmel des grauen Nebels in den Oberhimmel des durchsleuchteten Azurs sich erhoben, eine Täuschung, die mich, so oft sie auf späteren Touren sich um mich her begab, jedesmal auf's neue zu sofortigen Himmelsvisionen verückte.

Den Blick unverwandt auf die herrlichen Bergriesen dort oben gerichtet, wanderte ich in's Mandioffa-Thal hinein, das ich, wie magnetisch vom Gebirge angezogen, um so rascher durchschritt, als dort noch Alles in dämmerndes Grau eingehüllt lag. Bald hatte ich die Stelle erreicht, wo sich gestern die widerhelleische Kinderstunde begab, und vor mir zog sich nun der Weg in's Dickicht hinein. Noch einmal wandte ich mich um, den Blick über die freie Thal-Ebene hinaus. Da hatten sich indessen die Nebel zertheilt: in den abenteuerlichsten Gestalten schwankten sie leicht und stöckig umher an der gegenüber stehenden Waldwand, deren noch düstere Laub-Nischen sie begierig hineinzogen, um dann von den Myriaden Blattfehlen dürstend eingeschlürft zu werden. Oben aber, an den über dem Wald hinausragenden Felsenspitzen, lachte bereits helles Sonnenlicht, und rasch, um den immer tiefer herniedergleitenden heißen Strahlen zu entgehen, trat ich in den Waldweg hinein.

Heimliches Dunkel empfing mich hier: zu beiden Seiten der schmalen Straße dichter undurchbringlicher Wald, dessen Düfte mit immer neuem, anderem Aroma über den Weg hinüberschwieben. Das also war der Urwald. Ich spähte, immer des Weges weiter schreitend und bald links bald rechts waldein blickend, nach den gigantischen Stämmen aus meinen Zugendbüchern, wie sie, von den mörderischen Schlingpflanzen umstrickt, ihr Heldenleben in schöner Umarmung verhauchen. Aber ich sah nichts vergleichen. Schon wollte ich die Bücher Lügen strafen, da fiel mir ein, daß der Brasilianer in der Bezeichnung seines Waldwuchses genau unterscheide

zwischen Capoeiro und Matto Virgem, mit jenem Namen den Nachwuchs ausgerodeten Urwaldes bezeichnend, mit diesem aber den unangestrührten („jungfräulichen“) Urwald selbst. Capoeiro also war es, was ich auf dem sanft ansteigenden Hügelterrain durchwanderte, und bis höher hatte sich einst die Mandiokka-Cultur zu erstrecken vermocht. Bald aber wurde die Sache anders. In roher colossaler Bauart mit gewaltigen Granitstücken gepflastert, begann die Straße steil an der Felsenwand sich entlang zu winden, und seitab im tiefer versinkenden Thal eine Cascade nach der andern laut zu werden. Zwar auch hier noch an der Straße der Capoeiro, so weit wie einst beim Straßenbau der Wald war aufgeräumt worden, aber manches alte bemooste Haupt ragte doch schon links aus der Tiefe des Thals über ihn empor, und rechts, an der verwitterten Felswand, vegetierte schon mancher ungeheuerlich gestaltete erotische Pflanzen-Kobold. Ich wittere Urwald.

Der Leser lasse sich hineinführen.

Folgen wir dem Zuge der Straße bis dahin, wo sie sich herumwindet um einen Felsenvorsprung, der, wie er rechts von hoch oben zur Straße hernieder springt, so nun auch links von ihr in die Tiefe hinab jählings versinkt. Treten wir an den äußern Rand des Straßen-Bogens hinaus und schauen hinab. Vor Schwindel wie auf der Nostrappe braucht uns nicht zu bangen, denn die Lust ist, zumal seit der Wald da unten sein Nebel-Frühstück aus ihr verzehrt hat, so klar und rein, daß die Perspektive um's Doppelte und Dreifache abgekürzt wird. Da geniesen wir nun eines gar wunderbar herrlichen Anblicks. Selbst Neisende, die die großen Urwälder im tiefsten Innern von Brasilien, wie z. B. die Provinz Matto grosso, durchzogen haben, beneiden uns um ihn, da sie den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen, vor lauter Stamm- und Schaft-Werk unten im Walde nicht mit ihren Blicken haben hinaufdringen können an's Tageslicht, wo draußen auf den breiten Kronen der Bäume das Grünen und Blühen in wunderbarer Kraft und Fülle sich begiebt. Auf dieses Wunder Gottes schauen wir nun von oben hinab. Da liegen die Kronen der Erde, die schönsten wohl, die sie anzzuweisen hat, vor unsern Füßen ausgebreitet. Wie weitgewölbte Domkuppeln erheben dicht neben einander die Riesenbäume ihre herrlichen Häupter. Ober sie sind wie leuchtende Inseln ausgesetzt über des Meeres Tiefe, die in den dunkeln Zwischenräumen verborgen ruht. Und nun der Kronen diamantene und goldene

Pracht! Da ist die eine Kuppel mit den Blüthen funkelernder Himmelssterne, die andere mit des Mondes sanfterem Licht, die andere mit den glitzernden Brillanten des Sonnenglanzes übersät. Wieder andere stolzieren in dem verschiedensten Blau, andere in Rosa, andere in Violett. Die häufigsten Kronen aber sind die goldenen, — — die falschen, denn sie gehören nur scheinbar dem Träger an, auf dem sie lasten. In Wahrheit sind es Leidens-Blumen, Passifloren, deren Schlangengewinde von des Bodens Tiefe am herrlichen Stämme sich heraufgearbeitet haben und nun oben über ihm ihres undurchdringlichen Blättergewirres trägerisches Neß mit seinem gelben Blüthenmeer ausgespannt halten, während sie unten in tüchtischer Umarmung ihn langsam aber sicher erwürgen.

Steigen wir, um uns von dem Untergange solcher irdischen Größen zu überzeugen, hinab in den Urwald. Die Natur selbst bahnt uns den Weg, denn da, wo hoch über uns der Felsen-Vorsprung aus der Serra heraustritt, stürzt bei Regenschauern eine wilde Cascade in der tiefen Winkel-Nische verborgen herab, braust über die Straße dahin und tobt in den Urwald hinunter, jedes Hemmniß von Vegetation mit sich fortreißend. Klimmen wir seine jetzt trockene Bahn hinab! Die Arbeit ist mühsam! Aber lauter und lockender laden unten in der Tiefe die Cascaden des Inhomeric uns ein. Welch' herrliche Siegesbahn hat hier unten der kühne Bergstrom sich durch den rechts und links starrenden Wald hindurchgebrochen! Nichts von Kunst und Überlegung, nein, in den buntesten Windungen tritt er nach seiner Herrscherlaune einher, bald in gewaltiger Arbeit unter mächtigen Granithöcken sich Weg schaffend, bald in vornehmer Nichtachtung flüchtig sie überspringend. Da können wir von ihm aus herrlich des Waldes wildes Gewirr betrachten. Denn nicht nur dringt auf seine offene Bahn das volle Tageslicht hernieder und unten seitwärts in die Waldnacht hinein, sondern er hat auch, wenn bei dem Toben der Gewitter der Raum ihm schwoll, alles nicht zu Baum und Baum-Geschlinge gehörige kleine Vegetations-Zeug weit in den Wald hinein wegraffirt. Da steht nun das Stamm- und Schaf-Werk frei und licht vor unsern Augen, und wir wähnen in das furchtbare Chaos einer zusammengescheiterten Kriegsflotte zu schauen, deren aneinander geschobene Masten allerdings größten Theils noch aufrecht stehen, zum Theil aber auch schon kläglich umgesunken sind, zu Brücken oft über dem Bergstrom; und überall hafet noch in wilder Unordnung das Tautwerk der Schlingpflanzen; und um die Illusion

vollständig zu machen, hängen an allen Ast-Rähen, namentlich der umgefürzten Mastbäume, als letzte Fahnenfahnen die Orchideen, deren leuchtende Jugend-Blüthen in allen National-Farben signalisiren, daß in Gottes großem Haushalt nichts verloren, aus dem Tode vielmehr neues Leben hervorgehe.

Treten wir etwas hinein in den Wald! Der Bergstrom hat uns Raum geschafft. Unten an den Stämmen — welch' wunderliches Beiwerk! Fast ganz regelmäig treten manns hoch vom Boden vier bis sechs schräge, unten zu weitester Basis sich hinausdehnende Strebepfeiler hervor. Nebenbei mögen sie in ihren tiefen winkeligen Zwischenräumen in Verbindung mit den drauf herumstehenden Schlingpflanzen-Palisaden den Schlangen und sonstigem Gezücht zur Herberge dienen, der eigentliche Zweck aber ist zweifelsohne die Stützung, die sie in diesem Apparat gegen die Macht der Schlingpflanzen suchen. Denn schlagen wir gegen deren Tau-Knöppel einen, wie er so von der Wurzel eines Baumes schräg zur Krone eines andern hinübergeworfen liegt, so wird unser Arm von der gewaltigen elastischen Spann-Kraft heftig zurückgeschleudert, und wir begreifen trog der Strebepfeiler kaum, wie nur noch der größte Theil der Bäume das Stehen behalten kann. Aber auch das stammhafteste Stehen hilft ihnen nicht gegen die Umschnürungen, welche die Schling-Pestien an Stamm und Astern anrichten, wenn sie den Baum einmal erreicht haben. Zum Belege dieser wahrhaft bestialischen Natur der südamerikanischen Schlingpflanzen mag dem Leser folgende kleine Geschichte dienen.

In Rio hatte ich hinten in meinem Garten einen Pavillon, der uns bei der überall frei hindurch streichenden Luft angenehme Kühlung gewährte. Lästig aber bei der Gluth der Sonnenstrahlen war die Passage vom Hause dorthin, da außer einigen Granatbäumen nichts Schatten gewährte. Da bekam ich einige Fruchtnüsse der gewöhnlichen gelbblühenden Urwalds-Schlingpflanze geschenkt. Nasch warb von gerissenen Palmen-Latten zwischen Haus und Pavillon ein Laubengang, und am Hause entlang bis zu der in der Garten-Ecke liegenden Haustür eine Veranda improvisirt und ein Dutzend Nüsse an den Tragpfeilern in die Erde gesteckt. Gut Ding will Weile haben: erst nach drei bis fünf Wochen gingen die Keime auf und wuchsen in steifen Speeren langsam empor. Da aber wurden die Pflanzen unten holzartig aussehen, und nun ging das Arbeiten los. Nasch schoben sich die Speere, mit klebriger Feuchtigkeit überzogen,

an den Tragpfeilern in die Höh', Schosse auf Schosse trieben hervor und verheilten sich an den Querstangen des Ganges entlang, immer neue Ausläufer vor sich her und seitwärts von sich weg treibend, und vier Monate nach Legung der Nüsse waren Laubengang und Veranda mit den großen fünfzigerigen Blättern überzogen, und stolz fortan wandelte ich sammt Weib und Kind im Schatten meiner Schöpfung umher. Bald sah ich mich genötigt, mein Werk noch weiter zu treiben. Da nemlich die Kinder es nicht lassen kounten, aus der Thür tretend, gleich den schrägen unbeschatteten Nichtweg nach dem Pavillon einzuschlagen, wo sie dann oft recht böse Sonnenstiche bekamen, so zog ich vom Laubengange bei'm Pavillon schräg nach der Veranda bei der Hausthür Windfaden hinüber, und sofort folgten die gehorsamen Schößlinge ihrem dirigirenden Meister: nach vierzehn Tagen war die Sache gemacht und der ganze Winkel zwischen Laubengang und Veranda mit dem dicht durcheinander geworrenen Schlingzeug überzogen, so daß die Extravaganzen der Kinder vollkommen mit Schatten bedeckt waren. Wer war froher als ich? zumal da auch bald die großen mastigen Knospen und die strohenden strahlenden Blüthen sich zeigten. Da aber fing es mir wie Göthe's Zauberlehrlinge an zu gehen. Ich konnte der immer auf's Neue hervorschießenden Schossen-Wirthschaft nicht auch das Stillstehen gebieten: einmal auf die Beine gebracht war das Zeug, in geometrischen Progressionen fortwuchernd, nicht mehr zu halten: jeden Morgen auf's Neue hatte ich meine auf Mannslänge davon entfernten Granatbäume aus den Umarmungen der Bestien zu retten, mit immer neuen Stützen die von der Rankenlast gebeugten Palmenlatten zu versehen, und dazu wurden die Ziegeln meines Pavillons von dem zwischen durch brechenden Diebsvolk auseinander getrieben, Haus-Mauer und Haus-Dach erklettert, und nach einem halben Jahre (von Legung der Nüsse an gerechnet) schickte die Nachbarin herum, ich möchte doch meine Schlingpflanzen mässigen, die ihren Schornstein dermaßen attaquirt und bloquirt hätten, daß der Rauch nicht mehr hinaus könne. Ich mässigte, d. i. ich schnitt den Bestien die Hülse ab. Als ich aber hernach Garten und Rio verließ, war gleichwohl der Scandal wieder so arg geworden, daß der Laubengang von der Last eingebrochen und die Veranda nicht mehr im Stande war, sich an der Hausmauer festzuhalten. — — —

Gern führte ich nun den Leser vom Bergstrom im Inhomerimthal noch etwas weiter in den Wald hinein. Wir können aber durch die

Schling-Tafelung hindurch nur bis zur Grenze der Fluthen-Näsirung dringen. Denn dort legt uns das wilde Gerente der Boden-Vegetation von unnenbaren Monstern, von Cactus-Knäppeln, Aloe-Wurzeln und anderm Zeug eine stachelige Fußangel und einen spanischen Reuter nach dem andern in den Weg, und starrend steht uns der Urwald hier als eine Wand von Riesenbamboo-Säulen entgegen, durch deren Zwischenräume wir nicht einmal unsre geballte Faust, geschweige denn uns selbst, hindurch bringen können; oder es steigt dort der Unterwald werdender Palmen aus dem Boden auf, deren Schäfte zwar erst oben hinauf und dann da hindurch brechen wollen, die aber doch schon jetzt ihre ganze riesenhafte Breite erreicht und die kolossalen Bogengewölbe ihrer scharfkantigen und spitzstacheligen Blätter so rücksichtslos in einander verschoben haben, daß an ein Weiterdringen nicht zu denken ist. Bei solchem Durcheinandergearbeitet- und Nebereinandergeschichtet-Sein würde es uns gar nicht wundern, wenn wir einen Baum, um Platz zu gewinnen, auf den andern gesprungen sähen. Und in der That geschicht dies auch zuweilen. So sah ich auf einer späteren Reise an der andern Seite des Thals unweit der neuen Straße, die damals unsre Landsleute bauten, einen solchen Reiter-Baum stehen, dessen klapsterdices Roß sich zu einer Höhe von anderthalb hundert Fuß „aufgebäumt“ hatte; und gleichwohl saß der Reiter ohne zu schwanken oben drauf und hatte, während sein stolzes Haupt sich an die 70 bis 80 Fuß hoch über dem Andern erhob, seine mannsdicken Wurzel-Beine durch des Gauls gigantische Mähnen-Aeste hindurch bis unten in die Erde hineingeschlekt, zweifelsohne zu mehrerer Haltung und leichterer Speisenbeförderung. Wie er da hinaufgekommen, weiß ich nicht, aber Reide, Roß und Reiter, befanden sich bei der Cavalcade, dem Anschein nach, äußerst wohl. — — —

Doch mein Reisebericht geht zu Ende. Denn was ich in den drei Stunden der Gebirgswanderung erlebte, war eben nur die stets wiederholte Abwechselung zwischen jenem Überblick über den Urwald von freier Bergstraße herab, und zwischen diesem Durchhinschreiten durch die Riesenstämme selbst, wenn die Felswand rechts sich zurückzog und zu einem Nebenthal sich hinauf dehnte, das dann immer von der Höhe herab bis unten an den Inhomeric herunter mit strohendem Urwald bedeckt war, so daß die Straße durch das Dunkel der überhängenden Baumkronen oft wie ein infernalischer Tunnel sich hindurchzog und bei dem Daireinschauen

der spukhaft gebildeten Schmarözer-Pflanzenkobolde oft nicht ohne Grauen zu passiren war, wozu dann in der Mitte des Waldpasses oft noch ein träge schleichender düsterer Bergbach kam, um durch sein stygisches Sumpfwasser das Bild des Inferus zu vervollständigen. Ich gestehe es offen, daß mir oft, wenn ich noch eben von freier Straßenhöhe herab meine Augen an den Waldkronen unter mir geweitet hatte und nun plötzlich beim Aufgehen solches Höllenthores dahinein sollte, ganz und gar unheimlich zu Muthe wurde und ich zaudernd hinter mir zurücklauschte, die Straße hinab, ob nicht das ferne Glockengeläute eines heraufsteigenden Maulthierzuges sich ankündige, dem ich als Convoy durch den Schreckenspaß mich anschließen könne. Freilich bekam der Paß dann durch die halbnackten Gestalten der Schwarzen erst recht seine entsprechende Höllenstaffage, aber etwas angelegentliches Gejäuber mit den treuherzigen Burschen störte sofort auf's angenehmste alle derartigen Illusionen. Und wie wohl that es dann, wenn von fern mondgroß das Ausgangsthor sich zeigte, weiter und weiter sich ausdehnte und endlich dem freien Blick über's Thal hinaus sich wieder öffnete. Und wie überraschend gar der Austritt aus dem letzten Waldthor! Noch eben, beim Eintritt in diesen letzten Urwaldszug, hatte ich tief, tief unter mir das Brausen des Inhomeric gehört und daraus den für meine Ermüdung gar nicht trostlichen Schluss gezogen, daß die Straße noch weit hinauf sich zu schlängeln habe, bis sie zu seinen Quellen gelange: Da stürzte er plötzlich, als ich aus dem Waldthor hinaustrat, mir gegenüber von steiler Felswand herunter, Alles um ihn her licht und klar, der Urwald abgetrieben, und die Straße frei und bequem sich vollends hinaufziehend zu der HochEbene, aus welcher er herunter brauste. Ich witterte deutsche Cultur. Rasch eilte ich hinan, blickte noch eiumal das Thal entlang bis hinunter über die gestern durchwanderte Liefebene und über die herrlich umschlossene Bai zum Ocean hinaus, und schritt dann rüstig durch die entwaldete Straßen-Schlucht, die sich oben vor mir aufthat, dahin. Da öffnete sich vorn die Schlucht wieder, und siehe da, eine weite paradiesische Ebene lag vor mir, rings um sie her die Felsen des Hochgebirgs-Kranzes der Serra da Estrella, gelagert wie schirmende Engel Gottes, und von ihnen in die Ebene sanft hinab sich senkend üppige segentriefende Walbhügel, hie und da schon gelichtet und mit Colonisten-Blockhäusern besetzt.

Das war Petropolis, die junge deutsche Colonie im fernen  
fremden Lande! — — —

Ich schließe hier meine Mittheilungen. Denn was ich fortan in  
Petropolis erlebte, die Freuden eines evangelischen Geistlichen, dem der  
Herr sein Werk gelingen ließ, und seine Leiden, die römischer Priester  
Hass gegen das deutsche evangelische Werk ihm zufügte, das Alles über-  
schreitet die Grenze dieses Reiseberichtes.

---

Gedruckt bei Heinrich Schmidt in Lübeck.





Zentralbibliothek Zürich



ZM02580852

